

ChainReaction

+++ Das Magazin des Ökumenischen Begleitprogramms in Palästina und Israel +++



**Gewaltfrei
gegen die israelische Besatzung**

Grußwort

Liebe Leserinnen und liebe Leser, liebe Kirchentagsbesucherinnen und -besucher!

Wer die Nachrichten aus Israel und Palästina verfolgt, ist immer wieder von der anhaltenden Gewalt geschockt. Wer sich intensiver mit dem Konflikt beschäftigt, spürt aber auch die Kraft der Menschen auf beiden Seiten, die gegen die um sich greifende Verzweiflung und den bitteren Zynismus auf beiden Seiten angehen. Sie versuchen ein normales Leben zu leben. Sie pflanzen ausgerissene Ölbäume wieder ein, sie entwickeln gemeinsame Schulbücher, sie besuchen einander, sie träumen den Traum einer gemeinsamen Zukunft. All das geschieht, obwohl die Bilder, die die Medien auf beiden Seiten vom Anderen zeichnen, das Gegenteil nahe legen und obwohl sich die Mauer bald schließt. Gott sei gedankt gibt es auf beiden Seiten viele, die trotzdem Hoffnung säen wollen. Leider werden ihre Geschichten selten erzählt. Über ihren Mut und ihre Überzeugung, dass alle Menschen ein Recht haben dort zu sein, wird auch bei uns kaum berichtet.

Das Ökumenische Begleitprogramm des ÖRK ist eine von den vielen Initiativen, die diese Menschen unterstützen will. Seit fünf Jahren entsenden Mitgliedskirchen und Organisationen, die ihnen verbunden sind, Freiwillige aus bis zu siebzehn Ländern für jeweils drei Monate dorthin. Den Texten nach, die zu Beginn in diesem Heft von einer Israelin und einem Palästinenser zu finden sind, geben sie denen, die auf Veränderung hoffen, damit das Gefühl, dass sie nicht vergessen sind. Die Freiwilligen sind da. Sie hören zu und schreiben die Geschichten auf, die ihnen erzählt werden und die sie erleben. So entstehen andere Bilder und damit die Hoffnung auf neue Verbindungen für alle Seiten.

Keiner hat geglaubt, dass ein solches Programm den Frieden näher bringen oder die Gewalt und die Angst beider Seiten aufheben kann. Aber die Präsenz von Menschen, die die internationale Ökumene und damit eine kirchliche Öffentlichkeit vertreten, ist, so zeigen die Texte, von Bedeutung. Das alles ersetzt nicht die Bemühungen der Politik. Es ersetzt auch nicht die Gespräche der Bischöfe mit den verantwortlichen Politikern hier und dort. Es will Christen dazu Mut machen, gerade nicht weg-, sondern hinter die Kulissen zu schauen und den Menschen dort zuzuhören. Das Programm ist ökumenisch.

Wie in anderen Ländern, so arbeiten im deutschen Koordinationskreis die weltweit arbeitende katholische Organisation Pax Christi und drei evangelische Missionswerke, der Evangelische Entwicklungsdienst und Brot für die Welt eng zusammen. Den Anforderungen gemäß, die an die Freiwilligen gestellt werden, sind die Freiwilligen schon älter und erfahrener. Viele sind am Ende ihrer aktiven Berufstätigkeit. Das vorliegende Heft macht die Bandbreite aller Menschen, die mit dem Programm in Berührung sind, sehr deutlich. Wir wünschen uns, dass es viele Leser kritischer auf die Berichterstattung achten lässt und zugleich für die sehr viel leiseren Töne der Menschen vor Ort aufmerksamer macht.

Veronika Hüning

Vizepräsidentin der deutschen
Sektion von pax christi, internationale
katholische Friedensbewegung

Maren von der Heyde

Koordinatorin des Ökumenischen
Begleitprogramms in Palästina und Israel

Herausgeber Deutsches Netzwerk der ehemaligen Freiwilligen des
Ökumenischen Begleitprogramms in Palästina und Israel,
www.eappi-netzwerk.de

Redaktion Christiane Gerstetter (viSdP), Christoph Gocke, Karin Laier

Redaktionsadresse c/o Christiane Gerstetter, Gärtnerstr. 23, 10245 Berlin,
kontakt@eappi-netzwerk.de

Druck Caritas-Druckerei, Mainz

Layout Mischa Zangi, Mainz

Auflage 4000 Exemplare

Titelfoto Palästinenserinnen im Checkpoint

05 Das Ökumenische Begleitprogramm in Palästina und Israel

06 Gemeinsam unterwegs

Tamar Avraham

08 Die Bedeutung von EAPPI für Jayyous aus Sicht der Dorfbewohner

Sharif Omar (Abu Azzam)

10 Aktuelle Aufgaben in den Einsatzorten des EAPPI-Programms

12 Sonntagmorgen am Checkpoint

Gottfried Kraatz

16 Ahmed: Die Sorgen eines palästinensischen Bürgermeisters

Katharina Heiß

18 Hoffen ist harte Arbeit im Heiligen Land

Christian Kercher

22 Die Soldaten können jederzeit kommen und ein Haus zerstören

Caroline Borden

24 Die Shuhada Straße in Hebron

Christiane Spieß

26 Keine Blumen für die Siedler

Gottfried Kraatz

30 Mehr als nur ein Feigenblatt

Christiane Gerstetter

34 Aktiv werden für Frieden im Nahen Osten!

34 Das Deutsche Netzwerk der ehemaligen Freiwilligen des Ökumenischen Begleitprogramms in Palästina und Israel

35 Informationen für einen Einsatz

Inhalt

Artikel und Fotos können unter Quellenangabe auf EAPPI und die AutorInnen frei genutzt werden. Wir erbitten ein Belegexemplar.

Die Texte geben die persönlichen Ansichten der AutorInnen wieder, die nicht unbedingt die der Redaktion sind.

Sonderausgabe zum Kirchentag 2007

Liebe Leserinnen und Leser,

Sie halten die erste deutsche Sonderausgabe der Chain Reaction in den Händen. Die Chain-Reaction – oder zu deutsch Kettenreaktion – ist das normalerweise in Englisch erscheinende Magazin des Ökumenischen Begleitprogramms in Palästina und Israel des Ökumenischen Rats der Kirchen (EAPPI). Anlässe für diese Sonderausgabe gibt es gleich zwei: Der erste ist der 31. Deutsche Evangelische Kirchentag in Köln, bei dem das deutsche Netzwerk der ehemaligen EAPPI-Freiwilligen mit einem Stand auf dem Markt der Möglichkeiten vertreten ist. Weitaus wichtiger ist aber der zweite Anlass: im Juni 2007 ist der 40. Jahrestag der israelischen Besetzung palästinensischer Gebiete. 1967 hat Israel im 6-Tage-Krieg die West Bank und Gaza besetzt und Ostjerusalem annektiert. Seitdem scheint die Lage im Nahen Osten immer weiter zu eskalieren – mit verheerenden Folgen für alle dort lebenden Menschen.

Zum Glück gibt es jedoch in der israelischen wie in der palästinensischen Gesellschaft und überall auf der Welt Menschen, die sich für ein Ende der Gewalt einsetzen. Eines der Ziele von EAPPI ist es, solchen Menschen und Organisationen den Rücken zu stärken.

Mit diesem Heft wollen wir Ihnen das Ökumenische Begleitprogramm in Palästina und Israel näher vorstellen. Ökumenische BegleiterInnen, die von Deutschland aus

für drei oder sechs Monate nach Palästina und Israel entsandt worden sind, berichten von ihren Erfahrungen und Aktivitäten vor Ort. Es sind Berichte von Unterdrückung und Verzweiflung, aber auch von Menschen, die trotz allem Hoffnung haben und Wege der Versöhnung gehen.

Mit den Berichten wollen wir über diese Menschen und die Situation vor Ort informieren – aber mehr als nur das. Die Berichte der ökumenischen BegleiterInnen zeigen, dass es möglich ist, etwas zu tun, mögen es manchmal auch nur kleine Schritte im Hinblick auf einen gerechten Frieden im Nahen Osten sein. Wir hoffen, dass diese Beispiele eine Kettenreaktion der eigenen Art auslösen und viele Menschen dazu anstiften für Frieden und das Ende der israelischen Besetzung aktiv zu werden. 40 Jahre einer Besetzung, die den Alltag der palästinensischen Bevölkerung häufig fast unerträglich macht und den Alltag der Israelis nicht sicherer, sind genug.

Falls Sie Fragen an uns als Netzwerk haben – wir freuen uns, wenn Sie mit uns in Kontakt treten, uns schreiben, wie Ihnen dieses Heft gefallen hat oder selbst aktiv werden wollen. Die Kontaktadresse finden Sie hinten im Heft.

Das Redaktionsteam wünscht Ihnen eine interessante Lektüre:

Christiane Gerstetter

Karin Laier

Christoph Jocke

Das Ökumenische Begleitprogramm in Palästina und Israel

Ecumencial Accompaniment Programme in Palestine and Israel (EAPPI)

Als sich die Lage in den besetzten palästinensischen Gebieten nach Ausbruch der zweiten Intifada im Jahr 2000 verschärfte, erging die dringende Bitte der Kirchen in Jerusalem an den Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) um ein Solidaritätsprogramm. Daraufhin beschloss der ÖRK 2001 im Rahmen der Dekade zur Überwindung von Gewalt ein „Ökumenisches Begleitprogramm in Palästina und Israel“ ins Leben zu rufen. Seither verpflichten sich Freiwillige zu einem Einsatz von drei oder sechs Monaten vor Ort. Im Rahmen ihrer Arbeit begleiten sie gewaltfreie israelische und palästinensische Aktionen, bieten Schutz durch ihre Anwesenheit, dokumentieren Ereignisse, reichen diese an internationale humanitäre Organisationen weiter und berichten nach ihrer Rückkehr von ihren Erlebnissen. Ziel des Programms ist es auf ein Ende der inzwischen 40 Jahre bestehenden israelischen Besatzung palästinensischer Gebiete

und die Einhaltung der einschlägigen völkerrechtlichen Normen hinzuwirken.

Im Gegensatz zu anderen Ländern, wo eine Organisation das Programm koordiniert, liegt die deutsche Beteiligung in Verantwortung mehrerer Werke und Organisationen – des Evangelischen Missionswerks in Südwestdeutschland (EMS), des Berliner Missionswerks (BMW) und der katholischen Friedensbewegung pax christi. Unterstützt werden sie dabei durch den Evangelischen Entwicklungsdienst (EED), Brot für die Welt, das Evangelische Missionswerk in Deutschland (EMW), die katholische Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe (AGEH) und andere kirchliche Stellen, sowie durch Einzelspenden. Seit 2005 beteiligt sich auch das Netzwerk der deutschen Freiwilligen daran, EAPPI bekannter zu machen und auf einen gerechten Frieden im Nahen Osten hinzuwirken.

Bislang haben mehr als 300 Freiwillige aus 17 Ländern am Programm teilgenommen, darunter auch 24 Deutsche. Die Teilnehmenden werden in ihren Heimatländern und nochmals vor Ort auf diesen Einsatz vorbereitet. Bestandteil des Programms ist auch eine „Israelwoche“, in der Begegnungen mit israelischen Friedensgruppen ebenso auf dem Programm stehen, wie ein Besuch der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem. Dadurch sollen die Freiwilligen, die zumeist in der palästinensischen West Bank arbeiten, auch die israelische Perspektive auf den Konflikt kennen lernen.



Derzeit gibt es sechs Einsatzorte – Tulkarem, Yanoun, Jayyous, Jerusalem, Bethlehem und Hebron. Die ökumenischen BegleiterInnen arbeiten jeweils in kleinen Teams; die Aufgaben sind auf die jeweilige Situation zugeschnitten und unterscheiden sich je nach Einsatzort. Einen Eindruck davon vermitteln die folgenden Berichte. Wer sich für einen Einsatz mit EAPPI interessiert, findet weitere Informationen auf den letzten Seiten dieses Heftes.

Gemeinsam unterwegs

Das Ökumenische Begleitprogramm aus der Sicht einer israelischen Friedensaktivistin



Als jüdische Israelin bin ich in verschiedenen Organisationen, die gegen die Besatzung und für eine gerechte Lösung des israelisch-palästinensischen Konfliktes eintreten, tätig. In diesem Rahmen habe ich das Ökumenische Begleitprogramm kennen und schätzen gelernt. Ich möchte drei Punkte erwähnen, die das Programm für mich wichtig machen.

Praktische Zusammenarbeit

Die EAPPI-Teams nehmen Aufgaben wahr, die die Tätigkeit israelischer Organisationen ergänzen. Machsom Watch z.B., eine Organisation israelischer Frauen, führt Beobachtungen

an den zahlreichen Checkpoints (hebräisch „Machsom“) der israelischen Armee in der besetzten West Bank durch. Die Organisation verfasst Berichte, die sie regelmäßig veröffentlicht. Mit diesen will sie die Problematik der Besatzung – Einschränkung der Bewegungsfreiheit, stundenlanges Warten, Aufhalten von Krankenwagen, Willkür und Aggressivität der Soldaten - einer breiteren Öffentlichkeit vor Augen führen. Außerdem versucht sie, in extremen Situationen einzugreifen. Die ökumenischen Begleiter stellen eine Verstärkung unserer Präsenz dar. Besonders wichtig ist, dass sie als Ausländer auch dort beobachten können, wo uns die Möglichkeit dazu verschlossen ist. Die Armee

verbietet Israelis das Betreten der palästinensischen Städte, und daher haben wir z.B. keinen Zugang zu der palästinensischen Seite des Bethlehem-Checkpoints, wo jeden Morgen bis zu tausend Männer darauf warten, zu ihren Arbeitsplätzen in Israel durchgelassen zu werden.

Von unserem Standpunkt auf der israelischen Seite können wir nur ahnen, was sich hinter der Mauer abspielt – die ökumenischen Begleiter, die sich in der Warteschlange befinden, vervollständigen mit ihren Berichten für uns das Bild und rufen die „Notfall-Leitung“ der Armee an, wenn der Checkpoint nicht pünktlich um fünf Uhr morgens geöffnet wird oder andere Probleme auftauchen.

Ein anderes Beispiel für gemeinsame Arbeit an derselben Sache ist der Versuch, durch Berichte und Zeitungsartikel eine möglichst große Öffentlichkeit auf die Lage in den besetzten Gebieten aufmerksam zu machen. Israelische Aktivisten wenden sich nicht nur an die israelische, sondern auch an die internationale Öffentlichkeit, denn zu einer gerechten Lösung des Konflikts wird es leider nicht durch die Erkenntnis der Israelis, dass Unrecht geschieht, kommen, sondern nur durch zusätzlichen Druck von außen. Die ökumenischen Begleiter haben wichtigen Anteil an dieser Form von Öffentlichkeitsarbeit. Gerade dadurch, dass sie nach ihrem Einsatz in ihre Heimatländer zurückkehren und dort in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis, in ihren Kirchen und in anderen Foren über das Erlebte berichten, können sie einen dauerhaften und damit intensiveren Einfluss ausüben, als wir es von Israel aus können.

Erfahrung von Solidarität

Israelische Aktivisten, die gegen die Besatzung sind, sind eine kleine Minderheit, die oft als Verräter, Nestbeschmutzer, sich-selbst-hassende Juden u.ä. angegriffen wird. Das Desinteresse vieler Israelis an der Situation der Palästinenser und die Weigerung, unsere Botschaft zu hören, verstärken noch das Gefühl der Isolation. Die Begegnung mit internationalen Aktivisten, die die eigene politische Einstellung

und die praktischen Bemühungen teilen, bedeutet Ermutigung – auf der persönlichen Ebene, auf der sich jeder Mensch nach Verständnis und Zustimmung sehnt, und auf der politischen Ebene, wo die Erfahrung, dass auf der ganzen Welt Menschen an unserem Ringen um Gerechtigkeit teilnehmen, Hoffnungen auf Erfolg stärkt.

Konkreter jüdisch-christlicher Dialog

Als religiöse Jüdin sehe ich auch eine theologische Dimension in der Zusammenarbeit zwischen EAPPI und israelischen Organisationen. Hier geschieht praktischer jüdisch-christlicher Dialog. Juden und Christen setzen sich für die den beiden Religionen gemeinsamen Ideale der Gerechtigkeit und des Friedens ein.

Frauen von Machsom Watch am Checkpoint Abu Dis in Ostjerusalem



Soweit muslimische Palästinenser in den israelischen Organisationen mitarbeiten oder ihre Partner in der besetzten West Bank sind, erweitert sich die jüdisch-christliche Zusammenarbeit zu einem gemeinsamen Bemühen von Angehörigen der drei großen monotheistischen Religionen um Gerechtigkeit.

Meine Hoffnung ist, dass der praktischen Zusammenarbeit auch eine theologische Vertiefung folgen wird. Palästinensische Christen tun sich schwer mit der Lektüre des „Alten Testaments“, der jüdischen Bibel, wird dort doch die Heilsgeschichte des Volkes erzählt, das sie heute als Besatzungsmacht erleben und das seinen Anspruch auf das Land, in dem ihre Familien seit Generationen leben, mit den biblischen Verheißungen rechtfertigt. Auch wenn ich zu der Gruppe derer gehöre, deren Geschichte in der Bibel erzählt wird, so stellen sich mir doch ähnliche Fragen: Wie kann ich Pessach, das

Fest der Befreiung Israels aus ägyptischer Knechtschaft, feiern, wenn das heutige Israel aus der Erinnerung an seine Geschichte der Verfolgung nicht die Solidarität mit den Verfolgten gelernt hat, sondern die Vorteile des Rechts des Stärkeren? Was mache ich mit einem Vers wie „Und wenn der Herr, dein Gott, dich in das Land führt, das er deinen Vätern, Abraham, Isaak und Jakob, verheißsen hat und dir große, gute Städte gibt, die du nicht gebaut hast, Häuser angefüllt mit allem Guten, die du nicht gefüllt hast, gehauene Brunnen, die du nicht ausgehauen hast, Weinberge und Olivenbäume, die du nicht gepflanzt hast...“ (Dtn 6,10-11) angesichts konfiszierten palästinensischen Besitzes? Mir scheint, dass aus unseren ähnlichen Dilemmata mit dem biblischen Text ein jüdisch-christlicher bibeltheologischer Dialog wachsen kann, der den Realitäten des Heiligen Landes gerecht wird.

Tamar Avraham

Tamar Avraham lebt in Jerusalem und ist in den Organisationen Machsom Watch, Ta'ayush und Zochrot aktiv.



Tamar Avraham



Soldaten kontrollieren Palästinenser auf dem Weg zu ihren Feldern in Jayyous

Die Bedeutung von EAPPI für Jayyous aus Sicht der Dorfbewohner

Zehn Gründe aus Sicht eines palästinensischen Landwirts, warum EAPPI in seinem Dorf wirksam arbeitet



Die israelische Regierung befand sich in einer guten Ausgangslage dafür, die Welt durch die Verbreitung ihrer Position hinsichtlich des palästinensisch-israelischen Konflikts zu täuschen. Als der Bau der Mauer begann, wurde sie als notwendig für die Sicherheit israelischer Bürger gerechtfertigt. Aber für die Palästinenser war sehr deutlich, dass der wahre Zweck der Mauer die Konfiszierung von fruchtbarem Land und Wasser war. Das würde zu weiterer Auswanderung führen, und damit jede realistische Aussicht auf einen unabhängigen palästinensischen Staat effektiv zunichte machen. Die Anwesenheit so vieler internationaler Besucher unterstrich die Wichtigkeit des palästinensischen Widerstands, der der Welt die Wirklichkeit der israelischen Besatzung und der Mauer zeigt. Zudem waren wir sehr angetan davon, dass diese internationale Solidarität Menschen von außerhalb der Region die Möglichkeit gab, die Realität vor Ort selbst zu erfahren.

Eine internationale Organisation, welche unser Dorf bis heute unterstützt, ist das ökumenische Begleitprogramm in Palästina und Israel, das seit 2003 in Jayyous arbeitet. Die ökumenischen Begleiter sind ein Beispiel für das Beste, was an internationaler Solidarität möglich ist.

Im folgenden führe ich zehn Gründe auf, warum ihre Anwesenheit für Jayyous überlebensnotwendig ist:

1. Ökumenische Begleiter schreiben tägliche Berichte darüber, was hier passiert und leiten diese Informationen an ihre Kontakte in aller Welt weiter. Dies schafft eine weitere glaubwürdige Quelle, zusätzlich zu dem, was Palästinenser und Israelis schon bereit stellen.

2. Ökumenische Begleiter nehmen an friedlichen Demonstrationen gegen die Besatzung teil. Das ist sehr wichtig, nicht nur wegen der Bilder, die dabei entstehen, sondern auch deswegen, weil es uns das Gefühl gibt, in diesem Kampf nicht allein zu stehen, und dass es auf der Welt Leute gibt, die sich für unsere Rechte einsetzen.

3. Ökumenische Begleiter überwachen das Tor im „Trennzaun“ und registrieren Abweichungen zwischen den angekündigten Öffnungs- und Schließzeiten und den tatsächlichen Zeiten, wann die Soldaten das Tor öffnen und schließen. Sie beobachten und melden Menschenrechtsverletzungen, die die Soldaten gegenüber den palästinensischen Bauern begehen.

4. Ökumenische Begleiter organisieren Englischunterricht für Studenten und andere interessierte Bewohner des Dorfs.

5. Ökumenische Begleiter helfen den Bauern auf dem Feld, besonders zur Zeit der Olivenernte. Das schafft das sehr gute Gefühl, dass es gerade zu Zeiten, wo Bauern die

Genehmigungen für das Arbeiten auf ihren Feldern verweigert werden, Freunde gibt.

6. Ökumenische Begleiter hören die Zeugenberichte von Familien an, besonders in kritischen Situationen.

7. Ökumenische Begleiter helfen dabei, auf die Freilassung von jungen Männern und Jungen hinzuwirken, falls diese unrechtmäßigerweise von israelischen Soldaten verhaftet oder in Gewahrsam genommen wurden.

8. Ökumenische Begleiter entwickeln Freundschaften mit den Bauern und ihren Familien und schicken Briefe, nachdem sie ihn ihr jeweiliges Land zurückkehren.

9. Ökumenische Begleiter haben uns gezeigt, dass die Grundprinzipien der drei Religionen Abrahams – Judentum, Christentum und Islam – dieselben sind. Das stellt eine klare Einladung zu Brüderlichkeit und gegenseitigem Respekt dar.

10. Ökumenische Begleiter schaffen Möglichkeiten kulturellen Austauschs und bringen uns in Kontakt mit Büchern und Zeitschriften aus ihren jeweiligen Ländern.

Sharif Omar (Abu Azzam)

Übersetzung aus dem Englischen:

Redaktion

Der Artikel erschien erstmalig in:

Chain Reaction, Ausgabe Sommer 2005,

Jg. 1, Nr. 1, S. 16/17

Aktuelle Aufgaben in den Einsatzort

Tulkarem

Tulkarem liegt direkt an der Grünen Linie, der Grenze zwischen Israel und Palästina von 1967, und ist durch Mauer und zahlreiche Checkpoints eingekesselt. Die Bewegungsfreiheit der Bevölkerung ist stark eingeschränkt; zudem sind durch den Mauerbau Arbeitsmöglichkeiten in Israel entfallen, bzw. es kommen keine Israelis mehr für Dienstleistungen nach Tulkarem, sodass die Arbeitslosenquote sehr hoch ist. Desweiteren befindet sich in Tulkarem eines der größten Flüchtlingslager der West Bank. Aufgabe des Teams ist:

- Beobachtung von Checkpoints und landwirtschaftlichen Toren
- Präsenz im Tulkarem Flüchtlingslager, einschließlich Englisch Konversationskursen im Frauenzentrum
- Kontakt zu Dar Qandeel (Kinder- und Jugendzentrum)
- Besuche im Waisenhaus des Roten Halbmonds
- Kontakte zu Universitäten

Jayyous

Jayyous, ein Dorf mit ca. 3000 Einwohnern, die von der Landwirtschaft leben, findet durch den Verlauf des Grenzzauns rund 75 % seiner Ackerflächen hinter dem Zaun. Die Bauern können diese nur mit Passierscheinen erreichen. Dazu müssen sie durch Landwirtschaftstore, die dreimal täglich geöffnet werden.

Aufgabe des Teams ist:

- Beobachtung der Landwirtschaftstore in Jayyous und dem Nachbarort Falamyia
- Dokumentation der tatsächlichen Öffnungs- und Schließzeiten
- Unterstützung der Dorfbewohner bei landwirtschaftlichen Tätigkeiten
- Kontakt mit verschiedenen Organisationen z.B. wegen Passierscheinen, Landraub und Festnahmen durch das israelische Militär.

Yanoun

Yanoun ist ein kleines Dorf mit ca. 100 EinwohnerInnen südöstlich von Nablus in der West Bank. Das Dorf liegt in der Nähe der israelischen Siedlung Itamar. Die Siedler von Itamar haben Yanoun und seine EinwohnerInnen in der Vergangenheit immer wieder belästigt und angegriffen. Die Hauptaufgaben von EAPPI in Yanoun sind vor diesem Hintergrund:

- internationale Präsenz zu zeigen, um damit die Siedler von weiteren Angriffen abzuhalten
- Beziehungen zu den Familien im Dorf aufzubauen, mit Kindern zu spielen und z. B. bei Englischhausaufgaben zu helfen
- die umliegenden Dörfer zu besuchen und anwesend zu sein z. B. bei landwirtschaftlichen Arbeiten in der Nähe von Siedlungen, teilweise in Zusammenarbeit mit israelischen Friedensgruppen wie z. B. den Rabbinern für Menschenrechte

- Checkpointbeobachtung in der Umgebung
- Hilfe bei der Olivenernte

Jerusalem

Jerusalem ist eine wichtige Stadt für drei Weltreligionen. Sowohl Israel als auch die Palästinenser betrachten Jerusalem als ihre Hauptstadt. Der Westteil der Stadt ist mehrheitlich von jüdischen Israelis bewohnt; der von Israel annektierte Ostteil der Stadt wird mehrheitlich von PalästinenserInnen bewohnt, wobei die israelische Politik durch Bau von Siedlungen, Entziehung von Aufenthaltsgenehmigungen für PalästinenserInnen und den Bau der Mauer darauf abzielt, auch in Ostjerusalem eine jüdische Mehrheit herzustellen. Zu den Aufgaben des Teams in Jerusalem gehören:

- Zusammenarbeit mit und Unterstützung für israelische Friedensgruppen, z. B. Anwesenheit bei Hauszerstörungen gemeinsam mit dem „Israelischen Komitee gegen Hauszerstörungen“ oder Teilnahme an der Mahnwache der „Frauen in Schwarz“ gegen die Besatzung
- Kontakt zu palästinensischen christlichen Gemeinden, z. B. durch Anwesenheit in Gottesdiensten
- Präsenzzeigen innerhalb der palästinensischen Umgebung, insbesondere an Checkpoints
- Begleitung des Krankenhausbusses des palästinensischen Auguste-

en des EAPPI-Programms

Victoria-Krankenhauses durch Checkpoints in der Umgebung

Bethlehem

Bethlehem ist eine palästinensische Stadt in der Nähe Jerusalems, mit einem hohen christlichen Bevölkerungsanteil. Durch den Bau der Trennungsmauer haben seine EinwohnerInnen die Möglichkeit verloren, sich frei nach Jerusalem zu bewegen, z. B. um dort arbeiten zu können. Die angespannte politische Situation der letzten Jahre und Zugangsbeschränkungen haben dazu geführt, dass weniger TouristInnen Bethlehem besuchen; damit ging eine Haupteinnahmequelle der Stadt und seiner BewohnerInnen verloren. Zu den Aufgaben des Teams in Bethlehem gehören:

- Checkpointbeobachtung, insbesondere morgens, wenn palästinensische Arbeiter nach Jerusalem fahren wollen
- Begleitung von Dorfbewohnern und Unterstützung der umliegenden Dörfer bei Aktionen gegen Bäume ausreißen und Hauszerstörungen durch die israelische Armee in Kooperation mit lokalen Organisationen
- Teilnahme an Gruppenangeboten für Jugendliche und Frauen des Arabic Educational Institute
- Englisch-Konversationskurse im Aida Flüchtlingslager und im Dorf Battir

- Kontakte zu lokalen Kirchengemeinden
- Besuche bei Familien

Hebron

Hebron ist die einzige Stadt in der West Bank, in der israelische Siedlungen direkt im Stadtgebiet liegen. Deshalb wurde sie 1997 im Hebronprotokoll geteilt und das Gebiet in dem sich die Siedlungen befinden unter israelische Kontrolle gestellt. Das führt zu erheblichen Einschränkungen für die palästinensische Bevölkerung und zu täglichen Übergriffen auf Palästinenser, die in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Siedlungen leben. Aufgabe des Teams ist deshalb vorrangig:

- Begleitung von SchülerInnen und Lehrerinnen der Cordobaschule, die sich direkt gegenüber einer Siedlung befindet
- Präsenz in der Altstadt einschließlich Checkpointbeobachtung rund um die Abrahamsmoschee/Machpela
- enge Beziehung zu Familien in der Altstadt und in Tel Rumeida, wo sich israelische Siedlungen befinden
- Kontakt zu internationalen und lokalen Organisationen zur Sicherstellung des Informationsflusses über Verhalten von israelischen Siedlern und Soldaten
- Interaktion mit israelischen Soldaten an den Checkpoints



Sharif Omar (Abu Azzam)

Sharif Omar (Abu Azzam) ist ein Grundbesitzer in dem Dorf Jayyous. Er hat sich sehr deutlich gegen den Bau der israelischen „Trennungsmauer“ ausgesprochen. Als Mitglied des örtlichen Land Defence Committee hat Sharif Omar versucht, Aufmerksamkeit auf Israels zerstörerisches Handeln bei der Errichtung des Zauns zu lenken, der das Dorf Jayyous fast vollständig von seinen Äckern trennt.

Sonntagmorgen am Checkpoint

Es ist Sonntag. Ich bin zu Gast beim Bethlehem-Team. Die gegenseitigen Besuche der Freiwilligen gehören zum Programm. Sie sollen uns ermöglichen, die anderen Einsatzorte kennen zu lernen, auch die unterschiedlichen Arbeitsweisen der Teams. Danach sieht jeder seine eigene Situation wieder anders. Ich sehe meine Situation in Jerusalem: mit dem anonymen urbanen Stadtleben, den vielen öffentlichen Ereignissen und den Kontakten zu beiden, den palästinensischen und den israelischen Friedensgruppen, aber auch mit den geringeren sozialen und familiären Kontakten.

Wir sind früh aufgestanden, kurz nach vier Uhr. Viertel vor fünf Uhr waren wir schon am großen

Checkpoint zwischen Jerusalem und Bethlehem. Jetzt ist es noch dunkel. Und schon lange vor der Mauer, die hier acht Meter hoch ist, stehen die Männer in Arbeitskleidung, die nach Jerusalem „hinüber“ wollen. Für diese Palästinenser ist heute ein Werktag. Es sind meist Männer, Frauen gehen hier offensichtlich nur in geringer Zahl über die Grenze. Wir schätzen die Zahl der Wartenden auf 800. Sie stehen dicht, zu zweit oder dritt hintereinander, nach 100 Metern beginnt ein doppelter Gang, mit festem Metallgitter eingezäunt, für jede Richtung, nach und von Jerusalem. Es ist ein Gang, einen Meter breit, in dem man sich wie Vieh fühlt, das zur Schur, zur Waage

oder zur Schlachtung geführt wird. Menschen mit Klaustrophobie müssen diese Gitter-Tunnel, die etwa 400 Meter lang sind, fürchten. Jetzt, vor fünf Uhr, ist der Weg in das Terminal hinein voll von Wartenden.

Wir gehen an ihnen vorbei und stellen uns am Ende auf, wo die Tür, die in das Terminal hinein führt, geschlossen ist. Schon bei diesem Gang an den Wartenden vorbei grüßen uns einige der Männer oder rufen uns etwas zu. Viertel nach fünf, 15 Minuten über die Zeit des Abfertigungsbeginns hinaus, ist die Tür immer noch verschlossen. Meine



Palästinensische Arbeiter warten in Bethlehem um den Checkpoint zu überqueren

Foto: Ronan Quinn

Kollegin Monique telefoniert mit der Verbindungsstelle der Armee. Wieder fünf Minuten später – die Männer werden laut und fordern, dass geöffnet wird – Monique telefoniert mit der Kommandozentrale im Grenzpunkt. Und da kommt ein Soldat, setzt sich in das Wachhäuschen, und öffnet die Tür.

„Friede sei mit Dir“

Wenn man die erste Tür in der Mauer und die Drehtür gleich dahinter mit einrechnet, muss der Passant durch fünf Abschnitte und Drehtüren gehen. Er muss über einen großen Hof gehen, mit der Mauer im Rücken und dem eigentlichen Terminal vor sich. Auf der Mauer, steht in Riesenlettern: „Peace be with you - Friede sei mit Dir!“, das liest er aber erst abends, wenn er müde von der Arbeit und der Kontrolle zurückkommt. Gedacht ist es für die Reisenden, die die Geburtsstadt Jesu sehen wollen. Vor dem Terminal hängen die ersten Schilder mit Anweisungen, in der Sprache freundlich gehalten, als handle es sich um einen Gang durch ein Einkaufszentrum. Im Terminal selber „hängen“ über den Kontrollanlagen Metallgänge, ein Skywalk, auf dem gelegentlich Soldaten stehen oder patrouillieren, schwer bewaffnet, allein oder zu zweit. Der Effekt ist, dass man unvermittelt über sich ei-

nen Soldatenstiefel wahrnimmt und daran erinnert wird, dass die ganze Anlage eine Militäranlage ist. Überall hängen Kameras. Und manchmal wird man angerufen, immer in diesem überdrehten Lautsprecherton, der einen zusammen fahren lässt: „Weitergehen! Zieh deine Schuhe aus! Geh zurück! Halt deinen Ausweis hoch!“ Und so fort.

Die Atmosphäre, die ein solches „Terminal“ ausstrahlt, ist bedrohlich und feindselig. Manchmal äußert sich einer der Palästinenser dazu. Ich werde die Studentin, die das zum ersten Mal in gutem Englisch und in sehr zurückhaltenden Worten getan hat, nicht vergessen: „Hier gehen wir von einem Teil unseres Lebens in einen anderen, von einem Teil unseres Landes in einen anderen. Bethlehem ist auch unsere Geburtsstadt, nicht nur die von Jesus. Und Jerusalem ist unsere Hauptstadt. Warum zwingt man uns durch diese schreckliche Anlage, die uns klein und furchtsam macht?!“

Kaffeepause nur für israelische Soldaten

Wir zählen die offenen Fenster, hinter denen Ausweis und Arbeitsgenehmigungen überprüft werden. Heute sind es zwischen vier und fünf (von insgesamt acht). Manchmal wird

eines geschlossen, wenn eine der meist jungen Beamtinnen der Grenzpolizei das Gewehr umgehängt, ihre Kabine verlässt, vielleicht für einen Kaffee, vielleicht für den Gang zur Toilette. Für die „Passanten“, die hier jeden Tag durch müssen, ist beides undenkbar, hier gibt es weder Kaffee noch eine Toilette. Viele trinken erst an ihrem Arbeitsplatz, weil jedes Bedürfnis, das innerhalb dieser unfreundlichen Anlage auftaucht, sehr lästig werden kann. Wenn eine Beamtin ihre Arbeit unterbricht, rennen alle aus dieser Schlange nach links oder rechts und dann beginnt ein Drängeln, Streiten und manchmal auch ein Handgemenge. Und immer ist jemand da, der einen der Streitenden zu sich heran zieht, komm hierher, sagt der dann wohl, hält den Widerstrebenden fest oder

nimmt ihn besänftigend in den Arm. Das habe ich einige Male gesehen und sehr bewundert.

Man kann sich dem Stress, der sich des Durchreisenden hier bemächtigt, kaum entziehen. Die Luft ist schon nach der ersten Stunde schlecht, in der die Beamten der Grenzpolizei die weit über tausend Passanten zählende Schlange abgearbeitet haben (nachdem wir gekommen waren, ist der Strom der neu eintreffenden Grenzgänger weiter angewachsen). Manchmal hat man das Bedürfnis, einfach irgendwie raus zu rennen, nur um an frische Luft zu kommen. Dann, nach dieser Stunde, öffnet einer der Soldaten, die zum Schutz der Abfertigungs-Beamten da sind, eine Seitentür, die für die Abgewiesenen da ist.

Ein willkürliches System

Einer der Männer hat mir dabei erzählt, dass nach seiner Erfahrung hier sehr unterschiedlich gearbeitet wird: Zügig, wenn der Kommandant anwesend ist, und sehr nachlässig, mit manchmal nur zwei geöffneten Durchlässen, wenn er nicht da ist. „Es ist gut, dass ihr da seid. Da geben die sich mehr Mühe.“ Überhaupt hören wir oft, auch an diesem Morgen, so etwas wie Dank und die Einschätzung, dass unsere Anwesenheit hier wichtig ist.

Punkt sieben Uhr tauchen auf der Jerusalemer Seite, für uns hinter der letzten Barriere der Personenkontrolle, drei Frauen von Machsom Watch auf. Machsom heißt übersetzt „Grenzpunkt“ und die Frauen verstehen sich als „Mütter der Soldaten“, die dort Dienst tun. Sie haben sich organisiert, um zu verhindern, dass „ihre Söhne“ dort Unfug treiben. Der erste Fall: Ein Palästinenser wird zurückgewiesen, er argumentiert, die junge Beamtin schreit, sie hat die Hand am Gewehr, ein Offizier schaltet sich ein und die drei israelischen Frauen sind zur Stelle. Für einige Minuten können wir noch verfolgen, was dort geschieht, dann sind alle hinter einer Tür verschwunden: Der junge Palästinenser, die schimpfende Beamtin, der ruhige Offizier und die israelischen Mütter. Später erfahre ich durch einen Anruf bei einer der Frauen die Geschichte dazu: Es ging um einen Studenten,



Willkommen in Bethlehem



Der Checkpoint Bethlehem von innen

der in der Bethlehemer Zweigstelle der Al-Quds-Universität ein Examen schreiben wollte, der aber mit seinem Jerusalemer Ausweis nicht nach Bethlehem „ausreisen“ durfte. Die Frauen haben ihn dann vom Checkpoint aus mitgenommen und an einer Straße abgesetzt, wo er ohne großes Risiko eine Lücke im System nutzen konnte. Ein Lob also für die israelischen Mütter, die sein Problem mit Rat für die grundsätzliche Lösung und mit Tat erstmal für diesen Tag gelöst haben.

Eine Geschichte am Rand: Mit einem Mann habe ich mich unterhalten, weil er mich zweimal am Ärmel gezupft und angesprochen hat: Ich solle doch bitte für schnellere Abfertigung an diesem Fenster sorgen. Er hatte schon 20 Minuten dort in der Reihe gestanden. Eine halbe Stunde später kam er aufgeregt, um sich wieder bei mir zu beschweren. Man hatte ihn nicht durch gelassen, sondern zurück geschickt. Die Umstehenden konnten ihn überzeugen, dass ich

nicht der richtige Ansprechpartner für seinen Zorn sei. Abrupt wandte er sich ab. Er war groß und trug die Burka und die Kefije mit schwarz-weiß gewürfeltem Muster. Das Tuch nahm er nun ab und verstaute es in seiner Burka. Dann ging er auf eine benachbarte Schlange Wartender zu und bat darum, vorgelassen zu werden. Viele der Wartenden, die seine zornigen Reden gehört hatten, verfolgten aus dem Augenwinkel, ob er Erfolg haben würde und zwinkerten mir ohne eine Regung im Gesichtsausdruck zu. Schließlich verschwand er und ich konnte ihr anerkennendes Murmeln hören und vorsichtiges Lächeln in meine Richtung. Einer, der Englisch konnte, sagte leise: „He has made it – er hat’s geschafft.“ Die Geschichte zeigt, dass die Kontrollen nicht neutral vorgenommen werden, sondern manchmal auch ein Moment der subjektiven Einschätzung oder Schikane enthalten.

Nach drei Stunden, als die Schlangen der Wartenden „abgearbeitet“ sind, gehen wir. Draußen ist gute Luft. Die Taxen auf der Bethlehemer Seite warten auf die Besucher. Der Teeladen ist offen, die Männer an der Imbissbude mit Falafel und die Verkäufer von Andenken hoffen auf einen guten Tag. Für sie ist heute ein Sonntag, ein guter Tag mit der Aussicht auf mehr Pilger, die die Heiligen Stätten und Kirchen der Stadt auch auf diesem Weg besuchen werden.

Gottfried Kraatz



Gottfried Kraatz

Gottfried Kraatz arbeitet als Pfarrer für die evangelische Kirche. Er war in verschiedenen Gemeinden in Berlin und Südafrika tätig. Am Ostberliner Flughafen Schönefeld baute er die Flughafenseelsorge auf. Er war von September - Dezember 2006 für EAPPI in Jerusalem im Einsatz und ist im Mai 2007 für eine zweiten EAPPI-Einsatz erneut nach Palästina/Israel ausgereist.

Weitere Berichte von Gottfried Kraatz finden sich unter:
gottfried-kraatz.blogspot.com

Ahmed*

Die Sorgen eines palästinensischen Bürgermeisters

15.000 Einwohner zählt das kleine Städtchen auf halber Strecke zwischen Hebron und Bethlehem. 20 Minuten und vier Schekel (rund 0,75 EUR) kostet mich die Fahrt dorthin. Zum ersten Mal trete ich Ahmed – Bürgermeister, Vater von vier Kindern und Hamas-Mitglied – nach seiner Haft gegenüber, alleine. Er hat faszinierend wache und tiefgründige Augen, trägt das Kopftuch der Beduinen und neigt zur Philosophie.

Rückblick: Als ich ihn zum ersten Mal in einer großen Gruppe traf, sprachen wir über die Probleme des Ortes mit den benachbarten Siedlungen. Immer wieder steigen die Siedler von ihrem Hügel hernieder (praktisch alle Siedlungen werden auf Anhöhen errichtet) und zerstören die angrenzenden Felder der Bauern. Bäume werden entwurzelt, Zweige abgeknickt, Schafe trampeln Setzlinge nieder, Rinden werden zerschnitten.

Nicht lange Zeit danach las ich in den Nachrichten, dass dem Ort eine beträchtliche Landenteignung drohe. Ich erinnerte mich noch gut an den Bürgermeister und entschied, ihm zu schreiben und ihn nach seinen nächsten rechtlichen Schritten zu fragen. Doch ich erhielt keine Antwort.

Dann erfuhr ich aus Nachrichten und von Freunden, dass Ahmed verhaftet worden war. Warum, wohin er gebracht wurde und für wie lange er festgehalten werden sollte – keiner wusste es. Aus Sicherheitsgründen können die Israelis ihre Willkür walten lassen und (politisch) unbequeme Menschen so für eine gewisse Zeit ausschalten. Wie Ahmed ist es in den letzten Monaten seit der Wahl vielen Politikern und Administratoren ergangen.

Kaum war Ahmed wieder entlassen, bekam ich wie selbstverständlich eine Nachricht von ihm mit der Bitte um Entschuldigung für die lange Wartezeit. Da sitze ich nun also in seinem Arbeitszimmer und frage mich, was er wohl alles hat durchstehen müssen in seinen 15 Hafttagen. Ich erwarte einen körperlich oder doch zumindest seelisch angeschlagenen Mann, aber der mir gegenüber sitzende Ahmed strahlt so viel Vitalität und Stolz aus, dass mein Respekt ihm gegenüber noch mehr wächst.

In israelischer Haft

Er erzählt mir, wie die Soldaten des Nachts in sein Haus kommen. Er darf sich nicht anziehen und nicht



ins Bad. Die Soldaten versuchen, ihn vor seiner Frau zu fesseln und abzuführen. Als er sie darum bittet, dies seiner Frau und ihm zu ersparen und ihm erst draußen im Auto die Hände zu knebeln, wird er getreten – vor seiner Frau. Ich fühle bei jedem seiner Worte die Demütigung, aber auch den Stolz, als es ihm schließlich erlaubt wird, mit ungebundenen Händen zum Auto zu gehen.

Ihm werden die Augen verbunden, jedoch so schlecht, dass er sehen kann, wie die Soldaten ihre Waffe an seinen Hinterkopf halten und Erinnerungsfotos schießen. Ich muss daran denken, dass sie so alt wie mein jüngster Bruder sind und das alles ihnen anscheinend wie ein abenteuerliches Spiel vorkommt.

Die nächsten 15 Tage sind die Hölle, und doch beschreibt Ahmed sie als „Kurzurlaub von seinen alltäglichen Aufgaben“. Immer wieder bringt er seine Sorge zum Ausdruck, dass gerade jetzt, in Zeiten von extremer Armut, von Wasserknappheit und Landenteignung, seine Leute ihn brauchen, und er nicht bei ihnen sein kann. Vor Gericht hat die Anklage „Sicherheitsrisiko für Israel“ keinen



Bestand, und schließlich wird er entlassen. Es war sein viertes Mal im Gefängnis, und es ist vermutlich nicht sein letztes.

**Trotz allem:
Kein Hass, sondern Hoffnung**

Wir sprechen über Gottes Wege, und dass jeder von uns sein Bestes geben muss, um das uns verhüllte und nur Gott bekannte große Ziel zu erreichen. Ich frage ihn, ob er Hass empfindet gegenüber den Soldaten, die ihn schlagen und demütigen. Nein, er hasse sie nicht, er hasse nur ihr Verhalten, aber, gibt er zu, manchmal sei es schwer, da eine Grenze zu ziehen.

Wir sprechen auch über seine Kinder, und wie der fünfjährige Sohn im muslimischen Fastenmonat Ramadan darum gebeten hat, auch fasten zu dürfen, um zu beweisen, dass er kein Baby mehr ist. Ihm wird gestattet, zu tun, was er für richtig hält. Und, frage ich, hat er dann gefastet? Nein, natürlich nicht, aber er hatte das Gefühl, dass ihm alleine die Entscheidung darüber obliegt, und das hat ihn mit Stolz erfüllt.

Ahmed fragt nach meinen Eltern, ob sie noch leben, wie es für sie ist, dass ich hier bin. Fragt, was ich hier gesehen und erlebt habe.

Plötzlich ist er es, der mir dankt, ist er es, der mir Mut macht, trotz aller Frustration weiter zu machen, ist er es, der mir Hoffnung gibt. Eigentlich hatte ich an eine andere Rollenverteilung beim Gespräch gedacht, und das sage ich ihm auch. Da lächelt Ahmed und meint, meine Anwesenheit, meine Sorge, meine ehrlichen Worte, mein offenes Ohr und meine Gebete geben ihm und seinem Volk zwar kein Brot und auch nicht das Ende der Besatzung, aber den Mut und die Hoffnung, die sie brauchen, um mit ihren Kindern für eine gerechtere Zukunft einzutreten.

Und er bittet mich, in Deutschland davon zu erzählen, was ich hier erlebe, und mit den Menschen mein hier gelachtes Lachen und meine hier geweinten Tränen zu teilen. Mit meinen Worten ihre Herzen zu berühren. Dieses Versprechen gebe ich ihm gerne - inschallah, dass es mir gelingen möge, Eis zu brechen und Blinden dabei zu helfen, zu sehen und zu begreifen.

Katharina Heiß



Katharina Heiß

Katharina Heiß (26), Studium der Romanistik und VWL (M.A.) und Master of European Studies, war von Juli bis September 2006 für EAPPI in Hebron im Einsatz.

Weitere Berichte von Katharina Heiß aus ihre Zeit in Israel und Palästina sind unter tulkarem2006.blogspot.com zu finden.

Hoffen ist harte Arbeit im Heiligen Land

Drei Frauen ziehen am Seil der Hoffnung auf einen gerechten Frieden

Hoffen ist harte Arbeit im Heiligen Land. Die Besetzung von Gaza, der West Bank und Ostjerusalem habe längst Ausmaße von Ungerechtigkeit erreicht, die mit der Apartheid Südafrikas zu vergleichen sind, so der israelische Friedensaktivist Jeff Halper. Es sei zu allererst Israel, das seinen Friedenswillen mit Taten beweisen müsse.

Woher soll da Hoffnung kommen? Hoffnung heißt auf Hebräisch „Tikwah“. Und das hat den gleichen Wortlaut wie das „Seil“ im alten biblischen Hebräisch. Es geht also darum, die Zukunft herbeizuziehen, wie beim Tauziehen. Das kann auf vielerlei Weise konkret werden, etwa durch Überzeugungsarbeit im Bereich der öffentlichen Meinung, ohne die eine Regierung selten aktiv wird, wenn es nicht um ihre Interessen geht.

Glauben ist Hoffnung: Die Geschichte einer christlichen Palästinenserin

Cedar Duaybis ist eine christliche Palästinenserin, die an diesem Seil zieht. Sie hat einen Traum, nämlich

dass Juden, Christen und Muslime friedlich als Nachbarn im Heiligen Land zusammenleben können. Ihre Kindheitserinnerung nährt sie: „Als kleines Mädchen haben wir in einer Strasse zusammengelebt, und das seit Generationen. Meine Erinnerung ist Hoffnung für die Zukunft. Trotz allem, was danach kam. 1948, als ich zwölf Jahre alt war, wurden wir gezwungen, unser Haus und Haifa zu verlassen. Wir wurden zu Flüchtlingen im eigenen Land. Ich bin in Nazareth aufgewachsen. Es hat zehn Jahre gedauert, bis ich das erste Mal die Erlaubnis bekam, wieder nach Haifa zu fahren. In unserem Haus lebten jetzt drei jüdische Familien, die aus Osteuropa geflohen waren. Es ist nicht so, dass mich ihr Leid nicht berührt, aber musste das sein: Ein Volk findet seine Heimat und macht ein anderes heimatlos? Erfüllen sich so die biblischen Prophezeiungen für sein auserwähltes Volk? Liebt Gott die Juden mehr als uns Palästinenser? Wir hatten ein riesiges Problem mit der Bibel: Sie schien verantwortlich zu sein für unsere Situation. Viele verloren den Glauben, verließen die Kirche oder warfen

zumindest ihr Altes Testament weg. Was schließlich zur Gründung von Sabeel führte, war genau die Frage: Wie können wir die Bibel mit palästinensischen Augen lesen, aus der Sicht der Unterdrückten, derer, die jetzt im Exil leben?“

Sabeel heißt auf Arabisch ‚Weg‘ und ‚Wasserkanal‘ und ist ein ökumenisches Zentrum für Befreiungstheologie in Jerusalem. Cedar gehörte 1990 zu den Gründern. Auf einige ihrer Fragen hat sie Antworten gefunden. „Glauben ist Hoffnung. Ich zweifle nicht daran, dass wir eines Tages Frieden und Versöhnung mit den Israelis feiern werden. Wir können unser Land teilen.“ Ihre leise Stimme klingt fest und fast beschwörend.

Wenn sie ihre Hoffnung nicht so verankern würde, sondern von den politischen Umständen und vom erlebtem Unrecht abhängig wäre, hätte sie sie nicht immer wiedergefunden, sagt sie. Mit traurigen Augen erzählt sie vom Bau der Mauer in Beit Hanina, ihrem Jerusalemer Viertel, die sie von ihren Freunden und Verwandten auf der anderen Seite trennt.



Christian Kercher (links) mit Cedar Duaybis (Mitte) bei Sabeel,

Foto: Marie Dahl

„Es tut mir weh, immer wieder zu hören: Erkennt das Existenzrecht Israels an! Denn meines haben sie nie anerkannt.“ Es schmerzte sie auch sehr, dass sich die Palästinenser jetzt gegeneinander wenden. Israel müsste den Druck der Besatzung lockern, besonders in Gaza. Die Besatzung sei das Hauptproblem. Ein positives Zeichen sei, dass die Situation im Irak den Amerikanern gezeigt habe, dass die Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts vordringlich für den Nahen Osten ist.

„Es gab eine Zeit, in der ich zu depressiv war, um noch zu Sabeel zu gehen. Das war 2002, nach dem Selbstmordanschlag eines Palästinensers in Nethania. 30 israelische Soldaten besetzten mein Haus in Ramallah. Es gab eine 34-tägige Ausgangssperre in der Stadt. Die Strassen wurden zerstört. Es gab kein Wasser. Ich flüchtete mit meiner Enkelin in die anglikanische Kirche. Sie litt unter schrecklichen Alpträumen. Ich weiß noch, wie ich endlich zurückgehen konnte, die Enkelin an meiner Hand. Ich stand fassungslos vor meinem verwüsteten Haus.“

„Mit allem konnte ich irgendwie fertig werden, aber was ich kaum ertragen habe, war, meine Kinder in einer solch brutalen Umgebung aufwachsen zu sehen. Es scheint mir heute wie ein Wunder, dass unsere Kinder sanftmütig geblieben sind und Gewalt genauso ablehnen wie wir.“

Der Mut, zu erinnern und einzugreifen: Eine israelische Friedensaktivistin

Tamar Avraham (41) ist eine jüdische Israelin, die auch nach Kräften am Seil der Hoffnung zieht. Als Historikerin forscht sie über die Geschichte jüdischer Gemeinden in Deutschland, von wo sie vor 15 Jahren eingewandert ist. In ihrer Freizeit ist sie seit zwei Jahren unter anderen bei den Friedensinitiativen „Machsom Watch“ und „Zochrot“ engagiert. „Machsom“ bedeutet Checkpoint. Es ist eine Organisation mit etwa 600 israelischen Frauen, die regelmäßig zu den Checkpoints gehen. Sie geben den Soldaten das Gefühl, beobachtet zu werden und sprechen

mit ihnen, um Palästinensern zu helfen, die festgehalten werden oder denen der Durchgang verwehrt wird. Ihre Berichte darüber haben die Problematik ins Bewusstsein der israelischen Öffentlichkeit gebracht. „Die Frauen beweisen Mut, denn die Armee genießt ein äußerst hohes Ansehen in Israel und ihr auf die Finger zu schauen, ist neu und ungewöhnlich“, sagt Tamar.

„Zochrot“ ist hebräisch für „die sich Erinnernden“. Die Organisation hat zum Ziel, Israelis an die systematische Vertreibung der Palästinenser durch bewaffnete Zionisten im Jahre 1948 zu erinnern, was die Palästinenser auf Arabisch „Nakba“, die Katastrophe, nennen. Sie meinen damit die circa 780.000 Vertriebenen und die 530 verlassenen Dörfer. Die meisten Israelis hegen noch den Mythos, dass sie freiwillig gegangen seien, beziehungsweise nach Aufforderung der benachbarten arabischen Regierungen vor dem 1948er Krieg. Zochrot-Aktivist:innen reisen zum Beispiel in zerstörte palästinensische Dörfer und stellen Schilder auf, etwa da, wo eine Moschee oder ein arabischer Friedhof war. Soweit möglich, laden sie dazu ehemalige palästinensische Bewohner ein.

„Machmal führe ich Touristengruppen nach Yad Vashem, der Holo-

caust-Gedenkstätte in Jerusalem. Im Anschluss daran nehme ich sie mit vor die Tore der Stadt und zeige ihnen die Ruinen von Lifta, einem verlassenen palästinensischen Dorf, aus dem die Bewohner 1948 flüchten mussten. Das sind die zwei Traumata unserer Völker. Natürlich unterscheiden sie sich. Aber auf psychologischer Ebene lassen sie sich schon vergleichen. Unsere gegenseitige Erinnerung daran ist zentral, um unsere jeweiligen Ängste zu verstehen. Die meisten Israelis

Gebet am schwarzen Brett der anglikanischen Kirche St. George in Jerusalem:

„God, we don't pray for the Israelis,
we don't pray for the Palestinians,
but for ourselves, that we might
hold them together in our hearts.“

jedoch können den Vergleich nicht ertragen. Er würde ihren Opferstatus schmälern: ‚Wir sind die Opfer und müssen kämpfen, um uns zu verteidigen.‘ Das Credo lautet: ‚Das darf uns nie wieder geschehen!‘ Ich sage darauf immer: ‚Das darf niemandem jemals wieder geschehen!‘“

Die Erinnerung der Israelis an die Nakba sei auch politisch von zentraler Bedeutung, führt Tamar aus, denn ohne die Anerkennung des Rückkehrrechts der Flüchtlinge gebe es keinen Frieden. Das Aussparen dieser Frage beim Friedensprozess der 90er Jahre sei einer der Gründe

für sein Scheitern gewesen. Dabei gehe es vorrangig um die aufrichtige Geste der Anerkennung des geschehenen Unrechts. Es sei unrealistisch, anzunehmen, dass viele Vertriebene tatsächlich zurückkehren würden. Aber wenn Israel die dunkle Seite seiner Vergangenheit weiterhin verdränge, bleibe das Misstrauen der Palästinenser berechtigt, dass die heutige Politik der Besatzung ihrer Gebiete eine Fortsetzung der Vertreibung von 1948 sei.

Auch Tamar weiß, wie verschieden die Bibel gelesen werden kann. Wenn sie in der Synagoge während der Lesung aus der Thora die Landversprechen für die Israeliten hört, werde ihr unwohl. „Aber in den Sklaven der Exodusgeschichte kann

ich auch die Palästinenser sehen“, sagt sie lächelnd. Sie freue sich darauf, Sabeel kennenzulernen und mit Cedar und den anderen gemeinsam die Bibel zu lesen.

Am richtigen Ort: Eine Schweizerin und EAPPI

„Die Menschen hier machen mir Mut, besonders die starken Frauen: ‚There is always hope‘“, habe ich im Ohr. „Und es ist auch die Lebensfreude der Palästinenser, ihren täglichen Demütigungen zum Trotz, die mir Kraft gibt“, sagt Valentina Maggiulli.



Von Zochrot organisierte Gedenkveranstaltung zum 58. Jahrestag des Massakers in Deir Yassin

Sie leitet das Jerusalemer Büro des Ökumenischen Begleitprogramms in Palästina und Israel.

Vor drei Jahren war Valentina eine von den ökumenischen Begleiterinnen. „Ich wollte das Thema Menschenrechte ‚live‘ erleben. Wo bekommt man sonst so eine Chance, für eine kurze Zeit intensiv in einem Konfliktgebiet zu leben?“ Die Schweizerin hat Jura mit dem Schwerpunkt auf Ethik und internationalem Recht studiert und war Geschäftsführerin von terre des hommes in Zürich, bevor sie im letzten Jahr den Koordinatorenstuhl in der Altstadt Jerusalems übernahm. So klar wie hier habe sie sich noch nie an einen Ort berufen gefühlt.

Sie zeigt auf den großen Bildschirm auf ihrem Schreibtisch. „Jeden Montagmorgen bekomme ich die

Berichte von unseren sechs Teams, aus Jerusalem, Hebron, Bethlehem, Tulkarem und den Dörfern Jayyous und Yanoun. Sie machen großartige Arbeit.“ Die zurückhaltend wirkende Frau wird zum ersten Mal leidenschaftlich. „Wir schicken Auszüge daraus an die UN und andere Menschenrechtsorganisationen, zum Teil an die Außenministerien der Teilnehmerländer. Warum ändert sich dann so wenig?“ Sie sei enttäuscht von der Schweizer Außenpolitik, weil sie sich letztes Jahr der Stimme im UN-Menschenrechtsrat bei der Verurteilung der israelischen Regierung enthalten hat. Die sogenannte Advocacy, das Berichten und Bewusstseinschaffen zu Hause, sei deshalb vielleicht der wichtigste Teil der Arbeit der ökumenischen Begleiter.

Valentina Maggiulli ist römisch-katholisch, aber sie liebt die Kirchenvielfalt Jerusalems. Das Begleitprogramm hält sie für eine ungewöhnlich mutige Unternehmung der Kirchen. „Ich sehe unsere Arbeit als einen starken Ausdruck des christlichen Glaubens. Sie berührt den Kern, um den es geht“, sagt Valentina. Die Bergpredigt, zum Beispiel, werde dabei so relevant.

Christian Kercher

Weitere Informationen zu den im Artikel genannten Organisationen:

www.sabeel.org
www.machsomwatch.org
www.zochrot.org



Christian Kercher

Christian Kercher (37) aus Berlin, arbeitete von Dezember bis März 2007 im Jerusalemer Team des EAPPI-Programms. Christian hat Geschichte, Englisch, Politikwissenschaften und Theologie studiert, er arbeitet in Berlin als Lehrer und Jugendleiter.

Die Soldaten können jederzeit komm

Ein palästinensischer Student und seine Zukunftspläne

Al Motaz ist 20 Jahre alt. Er gehört zu einer Familie, deren Haus am 12. Dezember 2006 in Al Walaja zerstört wurde. Dieser Ort liegt südöstlich von Jerusalem, in der Nähe von Bethlehem, in der palästinensischen West Bank. Al Motaz, seine Eltern und seine beiden Brüder wohnen nun tagsüber in einem Zelt neben dem zerstörten Haus. Nachts schlafen sie bei Verwandten oder Freunden. Seit 1985 sind in Al Walaja 28 Häuser zerstört worden, weil ihre Eigentümer über keine Baugenehmigung verfügten. Für viele weitere Häuser in Al Walaja haben die israelischen Behörden die Zerstörung angeordnet. Bis zur Zerstörung müssen die Eigentümer monatlich eine Geldstrafe wegen der Errichtung der Häuser ohne Genehmigung bezahlen. Die israelische Trennungsmauer soll laut Planung so verlaufen, dass sie Al Walaja einkreisen und dabei die Bauern von dem von ihnen bearbeiteten Land abschneiden wird.

Al Motaz besucht die Universität von Bethlehem. Er ist sorgfältig frisiert, trägt eine weiße Sportjacke und duftet nach Kölnischwasser. Ich muss an meine Schwester denken, die 19 ist. Beide haben etwas gemeinsam – sie besuchen beide die Universität, sie machen sich beide ihre Gedanken und sind beide schlau. Sie suchen beide nach ihrem Platz in der Welt, einem Ort, wo sie ihre Stärken und Talente nutzen können. Al Motaz sieht sich allerdings einigen Hindernissen gegenüber, die in den Vereinigten Staaten, wo meine Schwester wohnt, sehr ungewöhnlich wären. Er hat in seinem eigenen Land nicht das Recht, sich frei zu bewegen. Seine Familie hat für die Zerstörung ihres Hauses keine Gründe genannt bekommen oder irgendeine Art der Entschädigung erhalten. Wenn Al Motaz sich entscheidet, Palästina zu verlassen und anderswo Arbeit findet, wird ihm möglicherweise das Recht, wieder zurück zu kommen, verweigert werden.

Al Motaz unterhält sich mit mir über seine Ansichten zu Israel, Palästina, Auswanderung und Regierungen, während wir durch die Ruinen des zerstörten Hauses seiner Familie stolpern. Ich frage ihn, ob Palästina ohne Gewalt seine Unabhängigkeit erlangen kann. Er antwortet mit einer Gegenfrage: „Hätte Amerika seine Unabhängigkeit von England ohne Gewalt gewinnen können?“ Er sagt: „Alle Regierungen sind schlecht.“ Ich antworte, indem ich ihn darauf hinweise, dass auch Regierungen aus ganz normalen Leuten bestehen. „Wie können sie alle schlecht sein?“, frage ich ihn. Die Regierungen der arabischen Länder seien am schlimmsten, meint er. „In Amerika“, sagt er, „gibt die Regierung den Leuten das Geld zurück. Okay ...“, sagt er mit einem pfißigen Lächeln, „... sie behalten ein Teil des Geldes. Aber in den arabischen Ländern, nehmen die

en und ein Haus zerstören



Hauszerstörung in Al Walaja

Regierungen den Leuten alles Geld weg.“ Er will Palästina so bald wie möglich verlassen und nach Amerika gehen. Ich frage nach seinen Eltern und seinem Zuhause. Wenn seine Eltern in Palästina blieben, sei das ihre Wahl, sagt er. „Israel wird meine Eltern umbringen.“ Frieden in Palästina werde es erst geben, wenn Israel das Land verlasse, und das werde Israel nie tun. „Israel will das Land an sich bringen. Sie nehmen, nehmen, nehmen. Deswegen werde ich gehen.“

Mehrere Kirchenführer, darunter der Erzbischof von Canterbury, Dr. Rowan Williams, haben Bethlehem an Weihnachten besucht. Sie waren auch an der Bethlehemer Universität, um mit kleinen Gruppen von Studierenden zu sprechen. Ich bin zu dem anschließenden Gottesdienst gegangen. Als die Bischöfe die Kirche verließen, sah ich, dass jeder von ihnen etwas trug, das wie ein Stein aussah. Später habe ich herausgefunden, dass Al



Unterkunft nach der Hauszerstörung

Motaz jedem der Bischöfe ein Stück seines zerstörten Hauses gegeben hat. Was werden die Bischöfe mit dem Stück von Al Motaz zerstörtem Haus tun? Werden der Bericht und die Steine von Al Motaz die Bischöfe dazu bringen, sich öffentlich dagegen auszusprechen, dass Israel palästinensisches Land nimmt, um seine Siedlungen auszudehnen und die Mauer zu bauen?

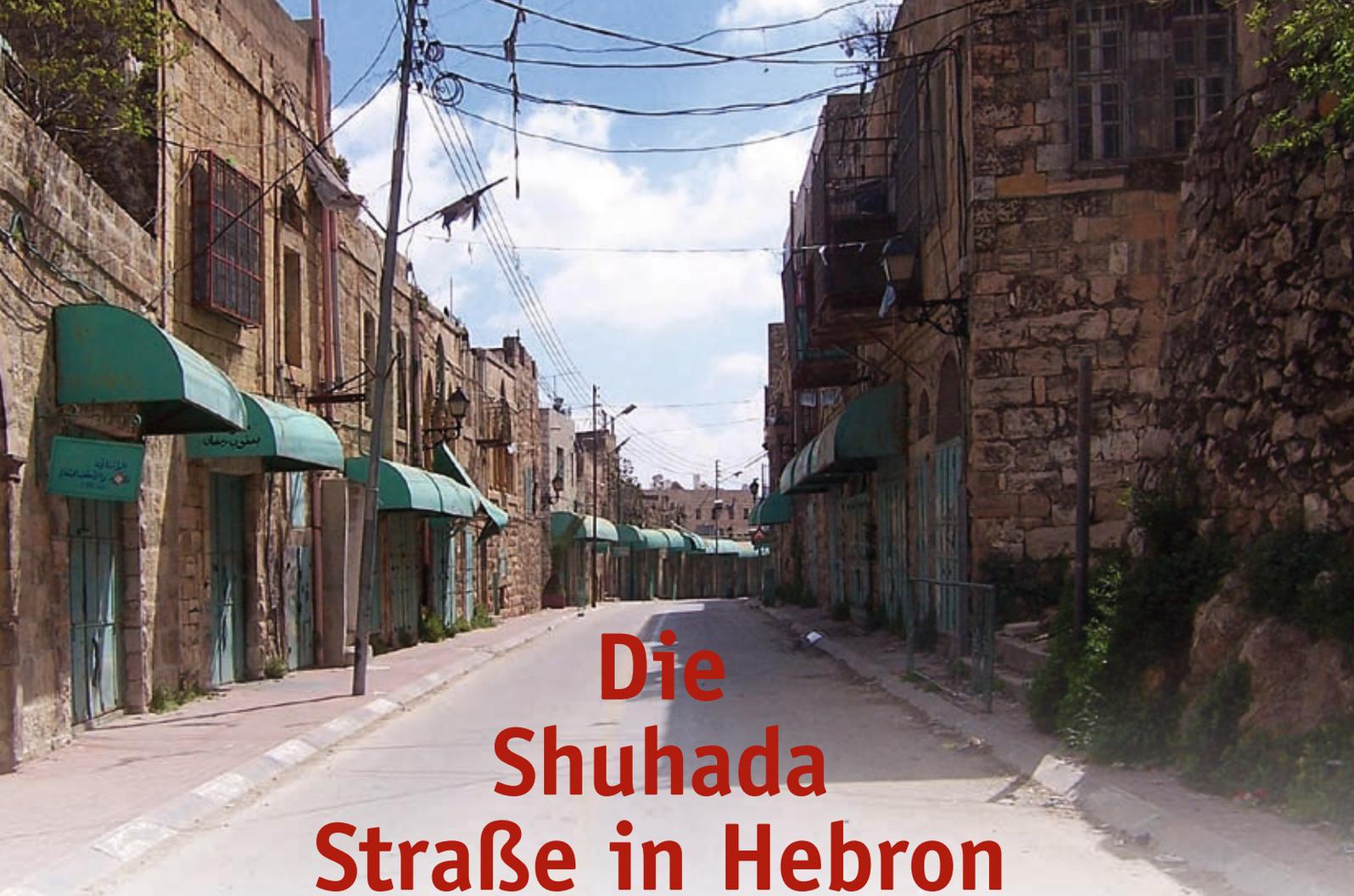
Als Teilnehmerin von EAPPI hoffe ich, dass Al Motaz erkennen wird, dass es Alternativen zu Gewalt gibt und dazu, einfach das Land zu verlassen. Eines der Ziele von EAPPI ist es, die öffentliche Meinung in unseren Herkunftsländern dadurch zu beeinflussen, dass wir das, was wir selbst erlebt haben, weitergeben. Wir hoffen, dass es einen Unterschied macht, wenn wir von dem, was passiert, erzählen, genau so, wie es Al Motaz gegenüber den Bischöfen getan hat.

Caroline Borden

Caroline Borden (28) ist von Dezember 2006 – Mai 2007 über das Berliner Missionswerk als ökumenische Begleiterin in Bethlehem im Einsatz gewesen. Caroline Borden ist US-Amerikanerin, hat aber zuletzt in Berlin gelebt. Sie ist Yogalehrerin und wird im Juni in die USA zurückkehren, um dort weiter zu studieren.



Caroline Borden bei der Mahnwache der „Women in Black“



Die Shuhada Straße in Hebron

Der Versuch eine „verbotene Straße“ wieder zu beleben

Hebron ist eine geteilte Stadt. Es gibt einen arabischen Teil, 80 Prozent des gesamten Stadtgebiets, der von der Palästinensischen Autonomiebehörde verwaltet wird und einen Teil, in dem neben den Palästinensern rund 400 jüdische Siedler leben und der von der israelischen Armee kontrolliert wird. Während der zweiten Intifada hat die israelische Regierung die Zahl der Checkpoints, Straßenblockaden und Hindernisse in der gesamten West Bank deutlich erhöht. Nach UN-Angaben gab es im Jahr 2006 über 50 Checkpoints und Straßensperren und über 100 weitere Hindernisse allein in Hebron. In Hebron wurden zudem zwischen 2000 und 2003 regelmäßig

Ausgangssperren für die palästinensische Bevölkerung verhängt und damit deren Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt.

Ein prominenter Fall für die Sperrung einer Straße im israelisch kontrollierten Teil der Stadt ist die Shuhada Straße. Bis Ende der 1990er Jahre war die Shuhada Straße, im Herzen von Hebron gelegen, eine belebte Einkaufsstraße mit vielen Geschäften und Marktständen. Mit Beginn der zweiten Intifada im Jahr 2000 und dem strikten Durchgreifen der israelischen Armee, die systematisch die Altstadt von Hebron abriegelte, Geschäfte schloss und Ausgangssperren verhängte, wurde die Shuhada

Straße für die palästinensische Bevölkerung gesperrt. Heute ist diese Straße wie ausgestorben.

Als Symbol für die Einschränkung der Bewegungsfreiheit der Palästinenser im israelisch kontrollierten Teil von Hebron macht sie die Unversöhnlichkeit zwischen jüdischen Siedlern und Palästinensern nur allzu deutlich. Die wenigen palästinensischen Familien, die dort noch leben, brauchen eine Sondergenehmigung, um nach Hause gehen zu können. Ihre Balkone sind wie Käfige mit Gittern überzogen, zum Schutz vor Steine werfenden Siedlern. Vereinzelt sieht man Siedler dort, die die Straße uneingeschränkt nutzen können, oder Mitarbeiter in-

ternationaler Organisationen. Nicht selten wird aber selbst diesen der Zugang verwehrt.

Vor kurzem kam es jedoch zu einer bemerkenswerten Wende. In ihrer Ausgabe vom 5. Januar 2007 stellte die israelische Tageszeitung Haaretz nüchtern fest: „Ein sechs Jahre alter Fehler“. Dieser Fehler bezog sich auf die Nutzung der Shuhada Straße, die tatsächlich begehbar sei; und zwar nicht nur für jüdische Siedler, sondern auch für Palästinenser! Sechs Jahre lang war die Straße für letztere geschlossen. Nun solle dieser Fehler so schnell wie möglich korrigiert werden und die Straße für alle Fußgänger geöffnet werden, so zumindest Harel Weinberg, der verantwortliche General der israelischen Armee.

Doch wie sieht es mit der Umsetzung aus? Ermutigt durch die Äußerung des israelischen Generals machte sich Anfang Januar diesen Jahres eine kleine Gruppe von Palästinensern, unterstützt von israelischen Friedensaktivisten, auf zur Shuhada Straße. Der Zugang zur Straße wurde ihnen von den israelischen

Soldaten verwehrt. Die Soldaten erklärten, sie hätten die Anweisung niemanden durchzulassen. Doch die kleine Gruppe ließ sich weder einschüchtern noch abwimmeln. Mit der schriftlichen Bestätigung des Generals in der Hand und nach einer 45-minütigen Diskussion schickten die Soldaten die Gruppe schließlich in Begleitung einer Armee- und Polizei-Eskorte auf ihren Weg. Zum ersten Mal nach Jahren konnten Palästinenser die „verbotene Straße“ wieder nutzen. Allerdings blieb dies vorerst ein einmaliger Erfolg. Ein weiterer Versuch, die Straße zu begehen, endete mit Attacken seitens jüdischer Siedler, die die Gruppe mit Steinen bewarf. Doch so schnell wollten die Palästinenser und ihre israelischen Weggefährten nicht aufgeben. Für den 8. Januar hat die israelische Menschenrechtsorganisation B'Tselem angekündigt, sie werde erneut Palästinenser bei ihrem Versuch unterstützen, einen Zugang zur Shuhada Straße zu erhalten.

Der 8. Januar ist ein sonniger Tag. Unser EAPPI-Team ist wie jeden Morgen in der arabischen Cordoba-Schule, die oberhalb der Shuhada



Christiane Spieß

Christiane Spieß ist Politik- und Sozialwissenschaftlerin und hat langjährige Erfahrung in der Entwicklungszusammenarbeit und im Projektmanagement.

In Deutschland ist sie aktiv in der Deutsch-Israelischen Gesellschaft und arbeitete zuletzt in Projekten, die sich für friedliche Konfliktlösung, Menschenrechte und den Kampf gegen Antisemitismus einsetzen.



Siedlerkinder greifen internationale Aktivisten in der Shuhada Straße mit Steinen an

Straße liegt, als sich am frühen Vormittag immer mehr Mitglieder internationaler Organisationen vor der Schule versammeln, um die Straße zu beobachten. Als ich die Schule verlasse, um zur Straße zu gelangen, stoppt mich auf dem Weg dorthin ein Siedler und feindet mich an: „Ihr unterstützt palästinensische Terroristen.“ „Nein“, sage ich, „wir begleiten lediglich Kinder zur Schule.“ Ich erkläre ihm, dass ich die derzeitige Situation in der geteilten Stadt als sehr traurig empfinde und wünschte, Hebron könnte wieder vereint werden zu einer Stadt, in der Juden und Araber friedlich zusammenleben, wie vor 100 Jahren.

Die Anschuldigungen des Siedlers noch im Ohr sehe ich am Eingang der Shuhada Straße ein Dutzend israelischer Friedensaktivisten und Palästinenser, die sich versammelt haben, um erneut den Zugang zur Straße zu verlangen.

Doch trotz schriftlicher Bestätigung, dem anwesenden israelischen Fernsichteam und hartnäckiger Diskussion mit Siedlern, Soldaten und Grenzpolizisten, wird die Straße dieses Mal nicht frei gegeben. Später erfahren wir, dass der zuständige Oberbefehlshaber der Armee, wohl um weiteres Aufsehen zu verhindern, kurzerhand das Gebiet zu militärischem Sperrgebiet erklärt und abgeriegelt hat. Mit dem einfachen Argument, das man an israelischen Checkpoints nur all zu oft zu hören bekommt: aus Sicherheitsgründen. Damit bleibt die Shuhada Straße eine „verbotene Straße“ und ihr Zutritt Palästinensern verwehrt.

Christiane Spieß

Keine Blumen für die Siedler

Provokante Demonstration in einem palästinensischen Dorf

Heute habe ich eine Demonstration beobachtet, die unter dem Titel „Blumen pflücken“ veranstaltet wurde. Gemeint war eine Blume, die zum Beginn der Regenzeit blühen müsste, eine gelbe Krokusart mit dem hebräischen Namen Chelmonit. Gepflückt werden sollten die Blumen in einem Tal unterhalb Jerusalems, im Osten, wo die Berge wüst sind und zum Toten Meer hin abfallen. Auf dieser Höhe hat das Tal einen schmalen fruchtbaren Talboden. Beiderseits des Tals liegen kleine palästinensische Dörfer, Um Tuba und Al Khas auf der einen und An Nu'aman auf der anderen Seite. Im Talboden teilen sich die Familien dieser drei Dörfer die fruchtbaren Felder. Die Olivenhaine sind jetzt sorgfältig gepflügt, sie zeigen, was für schöne rotbraune Erde dort aufgeschwemmt ist. Einige Familien leben von den Feldern dort unten am Talgrund.

Die Demonstranten kommen von außerhalb, zum „Blumen pflücken“, wie sie sagen. Sie sind Bewohner einer israelischen Siedlung und sie wollen bis zu den Feldern laufen. Allerdings werden sie dort die gelb blühenden

Chelmonit-Blumen nicht finden. Das ist nur der Name, den sie ihrem Protest geben, weil sie dann keine polizeiliche Genehmigung brauchen. Sie wollen den Ausbau einer Schnellstraße fordern, die ihre Siedlung außerhalb Jerusalems mit den großen Siedlungen innerhalb der von Israel festgesetzten Stadtgrenzen, Har Homa und Har Gilo, verbinden soll. Mit den „Siedlungen“ wird palästinensisches Land bebaut, um es dann als Teil Israels zu verteidigen.

Eine Straße für die Siedler

Aber die Siedlungen sollen nicht Thema dieses Artikels sein, sondern die Straße. Eine Schnellstraße, breit soll sie sein, den Personen- und Güterverkehr soll sie aufnehmen und eine große Kontrollanlage muss sie haben, denn hier muss sie die von Israel willkürlich festgesetzte Grenze zwischen der West Bank und dem annektierten Ostjerusalem überschreiten. Die Kontrollanlage wird schon sichtbar. Aber die Straße endet bislang an dieser Grenze. Noch stehen die gut gepflegten Oliven-



Blick auf Al Khas und die Anfänge der Sperranlage

bäume in dem fruchtbaren Talgrund, geschützt von der Sperranlage, die hier als Zaun durch das Bergland verläuft.

Die jüdischen Siedler wollen ihre Straße. Die großen Planer wollen mehr: Sie wollen ein Straßennetz schaffen, mit dem die palästinensische West Bank zerstückelt wird. Dann können die Siedler aus dem jüdischen Bergland in zehn Minuten in Jerusalem sein. Die Siedlungen können weiter wachsen. Gut für die Siedler. Darum sind sie heute unterwegs.

Ein Dorf in den Fängen israelischer Bürokratie

Wir stehen an diesem einsamen Kontrollpunkt und versuchen, uns das Szenario vorzustellen, wie die Demonstration ablaufen, wie sie von der Polizei gelenkt werden und wie sie von den Dorfbewohnern beantwortet werden wird. Wir sind fünf ökumenische Begleiter. Wir begleiten heute die Vertreter von Ta'ayush, einer israelisch-palästi-

nensischen Organisation, zu deren Aktivitäten es gehört, gefährdete palästinensische Dörfer zu schützen. Bevor wir in das Tal gegangen sind, wo die „Grenzstation“, die Straße und die Felder sind, haben wir uns mit Jussuf, dem Sprecher von An Nu'aman, unterhalten

Das Dorf An Nu'aman, seine Häuser und Felder liegen im annektierten Ostjerusalem, nach israelischer Lesart also in Israel. Die Bewohner haben aber grüne Ausweise, die sie der West Bank zuordnen. So werden sie identifiziert als Palästinenser, die illegal in Israel wohnen. Aber die Häuser, in denen sie wohnen, gehören ihnen. Sie sollen umgesiedelt werden, so sagt ein Gerücht. Die Kinder müssen durch die Grenzkontrolle zur Schule in Al Khas gehen. Einkaufen dürfen sie nur den Tagesbedarf, weil Handel in diesem „illegalen“ Ort verboten worden ist. Einen Laden gibt es nicht. Zu Ärzten und Krankenhäusern würde ihr Feldweg sie in den nächsten Jerusalemer Vorort bringen. Dieser Feldweg ist durch eine Schranke gesperrt. Sie dürfen ihn eigentlich nicht benutzen. Aber

da einige Dorfbewohner blaue Ausweise haben, also eine Jerusalemer Identität, wird ihre Fahrt nach Jerusalem geduldet. Mütter mit blauen Ausweisen bringen ihre Kinder auf diesem Weg gelegentlich nach Jerusalem, „illegal“, ins Krankenhaus oder zum Einkaufen. Offiziell gilt: Wird einer der Bewohner von An Nu'aman krank und braucht einen Arzt oder einen Krankenwagen, muss

Ein Bauer ist zusammengeschlagen und dann auf seinen Esel gebunden worden. Der Esel ist in Panik davon galoppiert und hat den Mann hinter sich hergeschleift. Der Mann hat nicht überlebt. Diese Geschichten haben vor Gericht keine Beweiskraft, weil sie nur Geschichten sind, ohne Beweismaterial, Fotos, Namen. Wir haben im wunderschön angelegten kleinen Vorgarten von Jussuf geses-

Ta'ayush hatten befürchtet, die Siedler würden mitten durch das Dorf marschieren. Sie hatten uns gebeten, mitzukommen, um das zu dokumentieren und um sicherzustellen, dass die Polizei die Dorfbewohner schützen würde. Nun sind wir erleichtert, weil die Demonstration „nur“ unten im Tal vonstatten gehen wird. Wir stehen am Kontrollpunkt, um uns ein Bild zu machen und das Aufgebot von israelischen Grenzpolizisten, Reitern und Offizieren in Jeeps zu beobachten. Die mit schusssicherer Weste, Helm, Funkgerät und Waffen behängten Reiter sind aufgesessen. Von rechts kommen die ersten Demonstranten: Ausflügler in lässiger Kleidung, die Männer mit Kippa, die Frauen mit verdecktem Haar, langen Röcken und Kindern an der Hand. Einzelnen kommen sie an, Erwachsene und Kinder, eine alte Frau, Väter mit Kinderwagen. Zwei oder drei Gewehre können wir sehen. Fetzen von Gesang wehen herüber. Eine scheinbar friedliche Szene.

Auf dem Hang gegenüber sammeln sich beim Dorf Al Khas Zuschauer. Auf dem Hügelvorsprung stehen Jugendliche. Mehr Jugendliche und Kinder laufen dorthin. Werden sie Steine werfen und damit einen Einsatz von Militär in ihrem Dorf riskieren? Unser Stoßgebet wird erhört. Sie bleiben in ihrer Zuschauerrolle. Die Jugendlichen haben Fahnen in den palästinensischen Farben organisiert, die sie heftig schwenken. Jetzt ertönt auch Musik. Sie kommt



Die Siedlung Har Homa in der Nähe von An Nuaman

er oder sie ins Tal gebracht werden, durch den Checkpoint und nach Bethlehem zum Arzt.

Der Staat Israel als Besatzungsmacht und seine Bürokratie spielen hier ein Stück, das zwischen Tragödie und Komödie changiert. Aber das Lachen vergeht dem Zuhörer, wenn er die Geschichten der Dorfbewohner hört: Ein 12jähriges Mädchen musste, um von der Schule nach Hause gehen zu dürfen, vor den Soldaten tanzen. Eine schwangere Frau musste ihren Bauch entblößen und zeigen, dass es ein Bauch und kein Sprengsatz war.

sen, auf seinem Rasen, und haben uns die Geschichten angehört. Wir haben uns gefragt, wo die Dorfbewohner ihre Angst wegen der drohenden Zwangsumsiedlung – ihr Land soll dem Ausbau der großen Siedlung Har Homa geopfert werden – und ihre Wut über die Schikanen, denen sie ausgeliefert sind, hinstecken.

Eine friedliche Demonstration

Zurück zur Demonstration, die als Ausflug zum Blumenpflücken deklariert war. Unsere Partner von



aus den Lautsprechern der Moschee. Das haben wir alle noch nicht erlebt. Haben sie den Muezzin überwältigt um dort CDs mit Nationalhymne und patriotischen Liedern aufzulegen? Stimmung kommt auf. Die Soldaten sind locker postiert. Aber sie schicken zwei Soldaten nach drüben. Die marschieren die Straße hinauf und lassen sich auf einem Stein unterhalb vom Ortseingang nieder. Unsere israelischen Freunde von Ta'ayush bewegen sich im Takt. Sie sind begeistert, weil sie die Musik aus alten Filmen kennen. Sie lassen die Hüften schwingen. Die Siedler kommen zurück, in kleinen Gruppen oder einzeln. Es war eine professionell durchgeführte friedliche Demonstration. Blumen haben sie keine gefunden. Eine der Demonstrantinnen bringt ein Megaphon zum Vorschein, richtet es auf uns und ruft auf Englisch: „Geht nach Hause! Das hier ist unser Land! Richtet Euch in Europa mit den Arabern ein, wenn Ihr sie so liebt! Das hier ist jüdisches Land!“ Das ist die Stimme der Siedler. Die Israelis auf unserer Seite sind sprachlos. Sie haben kein Megaphon. Und ein Streit mit den Siedlern ist jedenfalls auch nicht die Aufgabe für diesen Tag. Die Demonstration ist verebbt, die Fahnen am Hang flattern nur noch leicht im Wind, die wehrhaften Reiter steigen ab. Und auch wir treten den Heimweg an.

Gottfried Kraatz

Weitere Infos zu An Nuaman unter:
al-nueman.tripod.com/ehelp.html

Palästinensische Arbeiter werden in der Nähe von An Nuaman kontrolliert

Mehr als nur ein Feigenblatt

Wie und wo EAPPI etwas bewirkt

„Hat EAPPI nicht eine Art Feigenblattfunktion? Ihr steht beispielsweise an Checkpoints und beobachtet, was die Soldaten dort tun, und die israelische Armee kann zeigen, wie demokratisch und tolerant sie ist, indem sie zulässt, dass Ihr da steht.“ Diese Frage hörte ich nach einem der Vorträge, die ich nach Ende meines sechsmonatigen Ein-



satzes mit EAPPI in Deutschland hielt. Es ist eine sehr vernünftige Frage, die sich auch israelische Gruppen wie Machsom Watch, die Vorgänge an israelischen Checkpoints beobachten und dokumentieren, immer wieder stellen.

Während meiner Zeit als ökumenische Begleiterin in der von Israel seit 1967 besetzten palästinensischen

West Bank und Jerusalem kamen solche und andere Zweifel immer wieder auf. Was wir sehen und hören konnten, war oft schwer zu ertragen, und ich hatte häufig das Gefühl, viel zu wenig tun zu können.

Die harte Lebenssituation der palästinensischen Bevölkerung, die in allen Bereichen von der israelischen Besatzung geprägt ist und die Angst vor Anschlägen, die viele jüdische Israelis haben, ändern sich durch unseren Einsatz – und EAPPI gibt es nun schon seit 2002, um die 300 Menschen aus zwei Dutzend Ländern haben an dem Programm teilgenommen – nicht merklich.

Auch von PalästinenserInnen wurde die Frage „Warum seid Ihr hier?“ immer wieder dann gestellt, wenn wir als ökumenische BegleiterInnen nicht das bewirken konnten, was sie wollten und was auch ihre gutes Recht wäre: durch den einen oder anderen Checkpoint gehen zu können, um zur Universität, zum Krankenhaus, zur Arbeit oder zu den Freunden und Verwandten auf der anderen Seite zu gelangen; oder wenn die Erlaubnis, um auf der anderen Seite des Trennungsauns die eigenen Felder bestellen zu können, wieder einmal von den israelischen Behörden verweigert worden war.

Zivile Konfliktlösung – ein wirkungsloses Unterfangen?

Die Frage, ob und wie internationale, zivile Präsenz die Situation vor Ort wirklich in Richtung auf dauerhaften Frieden und Versöhnung zwischen den Konfliktparteien verändern kann, ist eine, die sich auch für Programme von Menschenrechtsbeobachtung und ziviler Konfliktbearbeitung, die in anderen Teilen der Welt stattfinden, immer wieder stellt.

Die Wirksamkeit derartiger Programme ist schwer zu beurteilen. Das liegt nicht nur daran, dass gesellschaftliche Veränderung ein komplexes Phänomen ist, das sich nicht leicht in wissenschaftliche Bewertungsschemata gießen lässt. Zudem soll die Anwesenheit von ausländischen ZivillistInnen auch häufig die Abmilderung von Konflikten und deren Auswirkungen auf die Zivilbevölkerung in erster Linie dadurch bewirken, dass bestimmte Dinge nicht geschehen – beispielsweise Übergriffe auf Zivilpersonen durch das Militär oder Repression gegenüber lokalen MenschenrechtsaktivistInnen durch staatliche Organe. Wie aber lässt sich beurteilen, was in Folge internationaler ziviler Präsenz nicht passiert ist?

Trotz all dieser offenen Fragen bin ich aufgrund meiner eigenen Erfahrungen mit EAPPI und denen, die ich aus den Gesprächen mit meinen KollegInnen kenne, der Meinung, dass EAPPI wirkt und tatsächlich zu den angestrebten Zielen beiträgt. Frieden und Versöhnung erfordern Veränderungen auf mehreren Ebenen: der Ebene „großer Politik“ – die Unterzeichnung von Friedensabkommen, die den Verlauf von Grenzen oder die Nutzung natürlicher Ressourcen regeln, daneben aber auch auf der gesellschaftlichen Ebene der Beziehungen zwischen den Individuen, aus denen sich die Gesellschaften, zusammensetzen. Mindestens ebenso wichtig wie Friedensabkommen ist es, dass die Einzelnen ihre Einstellungen zueinander ändern, dass Hass abgebaut wird, alte Wunden heilen und gegenseitig anerkannt wird, dass und wie auch die jeweils andere Seite gelitten hat. Vor allem auf dieser Ebene ist EAPPI wirksam.

Ein offenes Ohr ...

... ist manchmal in einer schweren Situation an sich schon hilfreich. Zuhören und andere, denen Unrecht widerfahren ist, darin bestärken, dass das Erlebte tatsächlich unge-

recht und schwer zu ertragen ist, hilft, das Erlebte besser auszuhalten, zu ertragen, zu verarbeiten. Diese Funktion von GesprächspartnerInnen und MultiplikatorInnen können die BegleiterInnen vor allem gegenüber PalästinenserInnen erfüllen.

Teilweise wird dieses Zuhören, Hinsehen und Weitersagen explizit von



PalästinenserInnen eingefordert. Eines Tages kam beispielsweise ein schwedischer Kollege in unserem Einsatzort Yanoun, einem kleinen palästinensischen Dorf in der Nähe von Nablus, zu Besuch. Er berichtete, dass einer der Gründe, warum er so lange für die Reise von Jerusalem gebraucht habe, gewesen sei, dass die israelische Armee an einer Stelle Erdhaufen auf die Straße gekippt haben,

Wir wollen endlich Frieden.
Wir wollen eine friedliche Zukunft für unsere Kinder. Die Kraft zum Hoffen schwindet, denn die Mauer ist unsere einzige Realität. Sie nimmt uns die Freude am Leben, die Luft zum Atmen, den Inhalt unserer Träume, die Wünsche unserer Zukunft, den Freiheitsraum unserer Bewegung, sie lähmt unsere Gedanken. Wir wollen nicht in einem Ghetto leben. Der Gedanke, dass man uns im einundzwanzigsten Jahrhundert vor den Augen aller Welt eingemauert hat, macht mich wahnsinnig.

(aus dem Osterbrief 2007 von Faten Mukarker)

Faten Mukarker, christliche Palästinenserin, lebt mit ihrer Familie in Beit Jala.

um so das Durchfahren von Autos und Kleinbussen zu verhindern.

Den anwesenden palästinensischen Fahrgästen gelang es schließlich mit vereinten Kräften das Fahrzeug über die Erdbarriere zu schieben. Mein schwedischer Kollege aber wurde nicht etwa aufgefordert, beim Schieben zu helfen, sondern vielmehr das Ganze fotografisch zu dokumentieren und zu Hause davon zu berichten. Mir ist es selbst passiert, dass sich, wenn ich gemeinsam mit PalästinenserInnen in dem



typischen Kleinbus-Taxi saß, der an einem Checkpoint gestoppt und dessen Insassen in rüdem Ton von den jungen israelischen Soldaten überprüft wurde, ein Mitfahrender zu mir umdrehte und sagt: „See, how they treat us – siehst Du, wie die uns behandeln?“

Hilfe in individuellen Fällen

Manchmal ist es auch möglich, etwas Konkretes zu Gunsten Einzelner zu bewirken. Eine ökumenische Begleiterin, Sharen Green aus Großbritannien, die in der Stadt Tulkarem im

Norden der West Bank eingesetzt war, berichtete davon, wie sie eines Tages von einem Palästinenser gebeten wurde, ihn bei der Beantragung einer Genehmigung bei den israelischen Militärbehörden in Tulkarem zu begleiten.

Der Mann brauchte diese Genehmigung, um den Trennungszun, auf dessen anderer Seite sein Ackerland liegt, zu passieren und so sein Land bearbeiten zu können. Als er in Begleitung von Sharen die Genehmigung beantragte, wurde ihm diese zunächst verweigert. Begründung: Er sei aus israelischer Sicht ein Sicherheitsrisiko.

Niemand der anwesenden Soldaten konnte oder wollte auf Sharen's Nachfrage erklären, inwiefern der Palästinenser die israelische Sicherheit bedroht. Durch Sharen's Nachfrage wurden die Soldaten aber auf ihre Anwesenheit aufmerksam und darauf, dass jemand ihr Tun beobachtete. Und siehe da, nach kurzem hielt der Palästinenser die Genehmigung in den Händen.

ÜbersetzerInnen zwischen Gesellschaften

Ökumenische BegleiterInnen können daneben auch eine Übersetzungsfunktion zwischen den beiden Gesellschaften übernehmen. Verblüfft hat mich während meiner Zeit vor Ort immer wieder, wie wenig durch-

schnittliche jüdische Israelis über die alltägliche Lebensrealität von PalästinenserInnen zu wissen scheinen und umgekehrt. PalästinenserInnen aus der West Bank dürfen in der Regel nicht nach Israel reisen, sie kennen daher Israelis nur als SiedlerInnen oder als SoldatInnen. Israelis reisen dagegen zwar gerne und viel um den Globus, die meisten aber haben nie einen palästinensischen Ort in der West Bank oder Gaza besucht.

Eine der politischen Strategien israelischer Gruppen aus der Friedensbewegung ist es daher, Israelis die Realität der Besatzung physisch zu zeigen, indem sie Israelis z. B. an Checkpoints mitnehmen oder ihnen die Trennbarriere zeigen. Eine ähnliche Funktion können auch ökumenische BegleiterInnen erfüllen, die sich zwar zumeist mehr auf der palästinensischen Seite bewegen als auf der israelischen, aber doch in der Regel Kontakte zu beiden Seiten unterhalten. Die BegleiterInnen können versuchen, die jeweils andere Perspektive vorsichtig zu vermitteln. Beispielsweise fragte mich jemand in Jerusalem: „Haben die Palästinenser eigentlich genug zu essen?“ oder „Gibt es eigentlich Kinos in den palästinensischen Städten?“

Derartige Fragen haben es mir ermöglicht, meinen jeweiligen GesprächspartnerInnen vorsichtig zu beschreiben, welche Auswirkungen die israelische Besatzung im palästinensischen Alltag hat. Unter Pa-

lätinenserInnen ist dagegen oft der Holocaust und seine Bedeutung für JüdInnen ein Thema, zu dem wenig Wissen vorhanden ist. Zu verstehen, wie die andere Seite lebt und denkt, ist jedoch eine Voraussetzung für Versöhnung.

Unterstützung für Friedenskräfte auf beiden Seiten

Nicht zuletzt können ökumenische BegleiterInnen durch ihre Anwesenheit auch Gruppen und Individuen stärken, die sich in beiden Gesellschaften für Frieden einsetzen – durch praktische Unterstützung einerseits, aber auch dadurch, dass sie lokalen AktivistInnen das Gefühl geben, etwas Sinnvolles und Wichtiges zu tun. In beiden Gesellschaften sind Friedenskräfte eher ein kleiner Teil der Gesellschaft und sehen sich oft Anfeindungen der eigenen Seite ausgesetzt.

Ein Beispiel dafür sind die „Frauen in Schwarz“. Es handelt sich dabei um Frauen, die an zentralen Plätzen in verschiedenen israelischen Städten jeden Freitag für eine Stunde eine Mahnwache gegen die Besatzung abhalten. Sie sind schwarz gekleidet und halten Schilder hoch, auf denen in Hebräisch, Arabisch und Englisch steht: „Stoppt die Besatzung!“. Sehr erschreckend ist dabei, wie sehr diese einfache und völlig gewaltlose Aktion Aggressionen seitens israelischer PassantInnen hervorruft.

Die Reaktionen reichen von aus vorbeifahrenden Autos gerufenen Beschimpfungen wie „Ihr seid doch Müll!“ bis zu Äußerungen von Fußgängern wie „Ihr gehört doch alle erschossen.“ In solchen Situationen kann die Anwesenheit internationaler FriedensaktivistInnen, die sich vor Ort für Frieden einsetzen und an Aktionen wie z. B. den Mahnwachen der „Frauen in Schwarz“ teilnehmen, das Gefühl vermitteln bei allen Anfeindungen nicht allein zu sein und damit auch ermutigen, weiter zu machen.

Die Feigenblattfrage

Die Frage nach der Feigenblattfunktion von EAPPI habe ich deswegen dahingehend beantwortet, dass EAPPI meiner Ansicht nach durchaus Positives bewirkt. Ronni Hammermann von der eingangs erwähnten Gruppe Machsom Watch hat einmal über die Arbeit ihrer Gruppe an den Checkpoints berichtet: „Wir wissen, dass in den letzten Jahren an Checkpoints viele Kinder geboren sind, weil die Soldaten schwangere Frauen nicht rechtzeitig ins Krankenhaus gelassen haben. Wir haben es noch nie selbst beobachten können, denn wenn wir da sind, passiert so etwas nicht.“ Auch die Funktion der ökumenischen BegleiterInnen ist es häufig „nur“ Schlimmeres zu verhindern. Aber wenn wir das schaffen, dann war unser Einsatz schon ein Erfolg.

Christiane Gerstetter



Christiane Gerstetter

Christiane Gerstetter (30) ist Juristin mit völkerrechtlichem Schwerpunkt und derzeit Rechtsreferendarin in Berlin.

Sie war im Rahmen von EAPPI von Dezember 2005 – Mai 2006 in Yanoun und Jerusalem im Einsatz.

Aktiv werden für Frieden im Nahen Osten!

Das Engagement für Frieden im Nahen Osten lebt von der Unterstützung vieler. Hier finden Sie einige Möglichkeiten, aktiv zu werden – als Einzelne/r, Gruppe oder Gemeinde

Unterstützen Sie die Arbeit palästinensischer und israelischer Friedensorganisationen!

Palästinensische und israelische FriedensaktivistInnen sind eine Minderheit in ihrer jeweiligen Gesellschaft. Ihr Engagement für Frieden und Verständigung mit der jeweils anderen Seite führt häufig zu Anfeindungen aus der eigenen Gesellschaft. Umso wichtiger ist die Unterstützung für lokale Friedens- und Menschenrechtsarbeit von außen. Unterstützung kann auf vielen Ebenen erfolgen, z. B. Solidarität mit israelischen Kriegsdienstverweigerern im Gefängnis durch Briefe an israelische Behörden oder durch Spenden an Friedensorganisationen. Eine Liste palästinensischer und israelischer Organisationen, mit denen EAPPI vor Ort zusammenarbeitet, und Links zu deren (meist englischsprachigen Websites) findet sich unter www.eappi.org.

Setzen Sie sich politisch ein für Frieden im Nahen Osten und ein Ende der israelischen Besatzung!

Setzen auch Sie sich auf politischer Ebene für ein Ende der israelischen Besatzung und Frieden im Nahen Osten ein, beispielsweise durch Briefe an deutsche PolitikerInnen oder LeserInnenbriefe in Ihrer lokalen Zeitung. Laden Sie ein Mitglied der Friedensbewegung, beispielsweise aus einer der EAPPI-Partnerorganisationen für einen Vortrag ein oder nehmen Sie an einer Mahnwache teil, z. B. einer solchen der „Frauen in Schwarz“ (www.friedensfrauen.de/5). Auf dass die Stimmen für Frieden im Nahen Osten unüberhörbar werden!

Leisten Sie materielle Unterstützung für PalästinenserInnen!

Die wirtschaftliche Lage in Palästina ist – vor allem auf Grund der israelischen Besatzung – dramatisch schlecht. Viele PalästinenserInnen können ihre Grundbedürfnisse – ausreichende Ernährung, Zugang zu Bildung und Gesundheit, um nur

die wichtigsten zu nennen – nicht mehr aus eigener Kraft befriedigen. Unterstützung und Solidarität von außen sind auch hier wichtig. Diese können verschiedene Formen annehmen. Eine gute Möglichkeit ist beispielsweise der Kauf von fair gehandelten Produkten, wie Olivenöl aus palästinensischer Produktion, das beispielsweise vom Fair Trade Center Freiburg (www.fairtradecenter.info) importiert wird. Eine andere Möglichkeit sind Spenden an Organisationen wie z. B. Medico International (www.medico.de), die konkrete Projekte in Palästina fördern.

Werden Sie ökumenische/r Begleiter/in oder motivieren Sie andere dazu!

Werden Sie selbst vor Ort in Palästina und Israel aktiv, oder motivieren Sie andere dazu. Werben Sie für EAPPI, legen Sie Materialien in Ihrer Kirchengemeinde, Ihrem Stadtteil, an Ihrem Arbeitsort aus. Mehr zu den Voraussetzungen für eine Teilnahme am Programm und Kontaktinformationen finden Sie auf der nächsten Seite und unter: www.eappi-netzwerk.de.

Das deutsche Netzwerk der ehemaligen Freiwilligen des Ökumenischen Begleitprogramms in Palästina und Israel

Das deutsche Netzwerk der ehemaligen Freiwilligen des Ökumenischen Begleitprogramms in Palästina und Israel wurde im Jahr 2005 gegründet. Es dient der Vernetzung der ehemaligen TeilnehmerInnen des

Programms und der Durchführung gemeinsamer Aktivitäten zum Thema Israel und Palästina in Deutschland. Seit dem Beginn des Programms im Jahr 2002 haben aus Deutschland 24 Frauen und Männer aller Alterstufen

drei bis sechs Monate in Jerusalem oder der besetzten West Bank verbracht.

Auf der Website sind Informationen über die Arbeit des Netzwerks zu finden. Aktuelle und frühere Berichte der ökumenischen BegleiterInnen aus Israel und Palästina stehen zur Verfügung. Die BegleiterInnen berichten darin beispielsweise über

Informationen für einen Einsatz

Wer an einem Einsatz mit EAPPI interessiert ist, sollte die folgenden Bedingungen erfüllen:

- Mindestalter: 25 Jahre
- Psychische Belastbarkeit
- Kommunikative Kompetenz
- Bereitschaft, sich in einem internationalen Team und in Absprache mit den Verantwortlichen vor Ort zu bewegen und zu arbeiten
- Sehr gute Englischkenntnisse in Wort und Schrift
- Identifikation mit dem ökumenischen Programm und den Organisationen, die es in Deutschland tragen
- Kirchliches Umfeld und Kenntnisse der Ökumene
- Kenntnisse in der Entwicklungs-, Menschenrechts oder Solidaritätsarbeit
- Regionalkenntnisse sind hilfreich
- Arabisch und/oder Hebräischkenntnisse sind wünschenswert

Die Trägerorganisationen übernehmen die Kosten für Vorbereitungstraining, Reise, Unterkunft und Verpflegung. Außerdem werden Sie während und nach dem Einsatz von

den Trägerorganisationen und vom Netzwerk begleitet.

Bewerbungen sind möglich über:

Evangelisches Missionswerk in Südwestdeutschland (EMS)

Pfarrer Andreas Maurer
Tel: +49 (0) 711 | 636 78 -37
Mail: maurer@ems-online.org
www.ems-online.org

Berliner Missionswerk

Pfarrerinnen Almuth Nothnagle
Tel: +49 (0) 30 | 243 44 -196
Mail: a.nothnagle@bmw.ekbo.de
www.berliner-missionswerk.de

pax christi

Christamaria Weber,
Geschäftsführerin
Tel: +49 (0) 6101 | 2073
Mail: c.weber@paxchristi.de
www.paxchristi.de

Weitere Informationen:

EAPPI: www.eappi.org

Evang. Missionswerk Deutschland:

www.emw-d.de

Evangelischer Entwicklungsdienst:

www.eed.de/eappi

ihre Erfahrungen an israelischen Checkpoints in der West Bank, dem gewaltfreien Engagement gegen bewaffnete SiedlerInnen und der Zusammenarbeit mit der israelischen Friedensbewegung.

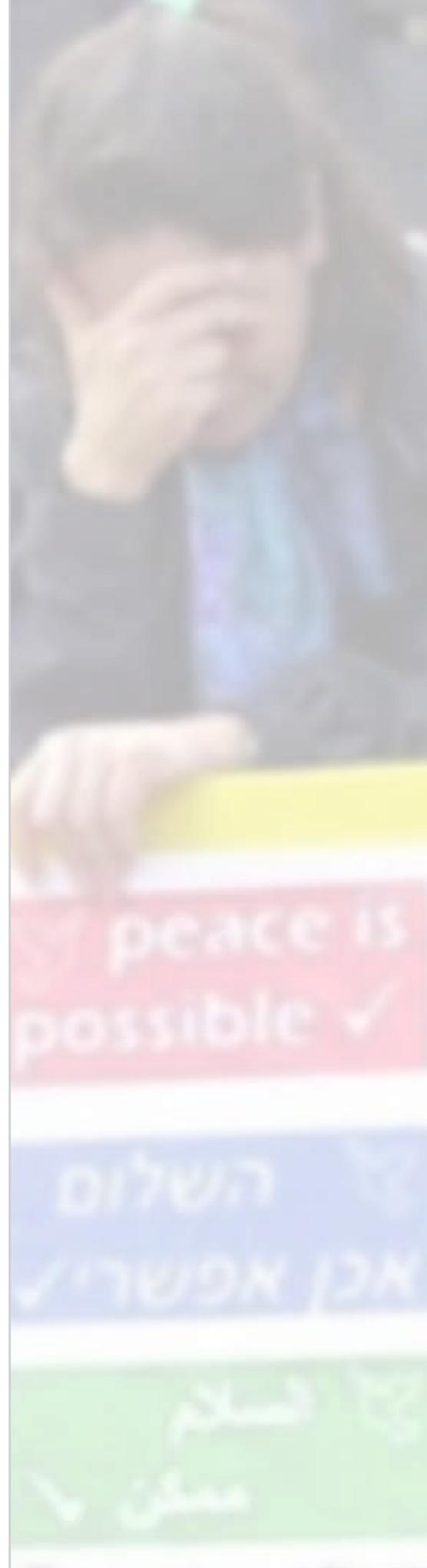
Ehemalige ökumenische BegleiterInnen stehen jederzeit gerne für Vorträge, Veranstaltungen und Interviews zur Arbeit des Begleitpro-

gramms und der Lage vor Ort zur Verfügung. Ebenso können wir Kontakte zu deutschen TeilnehmerInnen im Einsatz oder lokalen Organisationen vermitteln, wenn Sie allein oder als Gruppe eine Reise nach Israel und/oder Palästina planen.

Website des Netzwerks:

www.eappi-netzwerk.de

Kontakt: kontakt@eappi-netzwerk.de



Ecumenical
Accompaniment
Programme
in Palestine
and Israel



Deutsches Netzwerk des
Ökumenischen Begleitprogramms
in Palästina und Israel